

prisma

Das Magazin der Studierenden der Universität St. Gallen
Dezember 2012 Nummer 343



Anders



Universität St.Gallen



HSG TALENTS
CONFERENCE 2013

HSG TALENTS CONFERENCE 2013

Auch dieses Jahr werden über 100 Unternehmen vom 26. Februar bis zum 22. März 2013 an die Universität St.Gallen kommen um euch zu treffen!
Nutzt die Chance und notiert euch bereits jetzt die Daten.

YOUR TALENT
YOUR OPPORTUNITY
OUR CONFERENCE

OPENING PANEL | **26.2**

MESSE & MBA LOUNGE | **6.3**

PRÄSENTATIONEN | **27.2 - 21.3**

WORKSHOPS | **27.2 - 21.3**

INTERVIEWS | **4.3 - 22.3**

COMPANY DINNER | **AB 27.2**

Sponsoren



Medienpartner



Naturalsponsoren






Ressorts



Fabian Hug
Ressortleiter *Aktuell*



Jan-Gunther Gosselke
Ressortleiter *Campus*



Lukas Wohlgemuth
Ressortleiter *Thema*



Kassandra Bucher
Ressortleiterin *360°*



Alev Kurucay
Ressortleiterin *Menschen*

Layout



Dominik Geissler
Layoutchef



Artes Alicioglu
Layouter

Titelblatt:
Fotograf: Jehona Abrashi
Model: Ivona Domazet

Für einmal anders

Langsam neigt sich das Semester und auch das Kalenderjahr dem Ende zu. Weihnachten kommt noch und dann geht es für den einen oder die andere wieder an die berühmt berüchtigten Neujahrsvorsätze – vorausgesetzt natürlich, dass es nach dem 21. oder 23. Dezember (man weiss es ja nicht so genau) noch eine Welt gibt. Nichtsdestotrotz kann man sich ja schon mal etwas überlegen: Was soll denn bei dir, liebe Leserin, lieber Leser, im kommenden Jahr anders werden, wenn wir mal vom Standardvorschlag, sich früher und intensiver mit dem Studienstoff auseinanderzusetzen, absehen? prisma nimmt sich noch vor der Jahreswende mit «Anders» einem ganz anderen Thema an und macht auch so einiges für einmal anders.

Dem Leben unter «anderen Umständen» werden gleich zwei Berichte gewidmet. Ab Seite 30 berichten wir über die Unterschiede zwischen Inklusion sowie Integration und zeigen, welche Chancen und Gefahren eine heterogene Gesellschaft mit sich bringt. Der Jahreszeit angepasst, gibt's ab Seite 37 eine «andere» Weihnachtsgeschichte. Begleite den namenlosen Er bei seiner nervenaufreibenden Suche nach den letzten Weihnachtsgeschenken für seine Teuerste und erlebe, wie Tauben plötzlich im Kinderwagen landen. Doch wie gesagt, erzählt die aktuelle Ausgabe nicht nur von «Anderem», sondern macht auch einiges anders: So findest du ab Seite 46 dieses Mal ein prisma empfiehlt nicht oder auf Seite 56 ein «Assistenten privat».

Abschliessend freut es mich, schon heute anzukündigen, dass auch bei prisma ab dem kommenden Semester – man mag es Neujahrsvorschlag nennen oder nicht – so einiges neu und anders wird. Zuviel verraten wir hier aber noch nicht – Vorfriede ist ja bekanntlich (hinter der Schadenfreude) die zweitschönste Freude. Es lohnt sich aber auf jeden Fall, ab dem 18. März 2013 wieder nach der neuen Ausgabe Ausschau zu halten und sich überraschen zu lassen.

In diesem Sinne wünsche ich dir, liebe Leserin, lieber Leser, viel Freude mit den Weihnachtskeksen und -geschenken, frohe Festtage, einen guten Rutsch, viel Erfolg bei den Prüfungen und selbstverständlich eine anregende Lektüre!

Roman Schister
Chefredaktor

Inhaltsverzeichnis



Es weihnachtet anders ...

Seite 37 Schweissgebadet und überhaupt nicht zum Weihnachtsbummel motiviert wacht er an Heiligabend auf und muss noch die letzten Besorgungen erledigen. Durchleide mit ihm seine abenteuerliche Suche nach den Geschenken für die «Liebsten» und die dabei auftretenden Hindernisse.



Priština – Eintauchen in eine andere Welt

Seite 42 Sichtbare Armut und halbfer-tige Strassen, aber dennoch eine lebendige Atmosphäre in der ganzen Stadt. Unsere Redakteurin berichtet über ihre Erfahrungen in der kosovarischen Hauptstadt Priština und schildert das Leben in einem Staat, der erst vor Kurzem seine Unabhängigkeit erklärt hat.

Meinung

- 3 Editorial
- 59 Cartoon
- 59 Gewinnspiel
- 62 Das Gerücht
- Bilderrätsel
- 63 Zuckerbrot & Peitsche

Aktuell



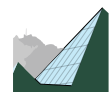
- 8 Agenda
- 10 Kurzmeldungen

Studentenschaft



- 14 Philanthropie
- 16 Neues Provisorium an der HSG

Campus



- 20 Kontextstudium – quo vadis ?
- 22 Professorenkolumne: Dietmar Grichnik
- 23 Zwei Monate in Incredible India
- 24 The Little Green Bag for YOU – Nachhaltig fit für das wissenschaftliche Schreiben
- 25 Management in Europe – Ein Kurs auch für Europäer
- 26 Kunst an der HSG: Ein Nachschlag
- 27 Unumkehrbar auf dem Weg ins Chaos
- 28 «Still proud to be a banker»



«Unser Ziel ist es, die besten Partys der Welt zu feiern!»

Seite 52 Zwischen Band und DJ machen Adrian und Aurelian unter dem Namen «Disco Troopers» elektronische Musik und verfolgen das Ziel, die beste Party der Welt zu feiern. prisma traf sich mit den beiden zum Gespräch über die Anfänge ihrer musikalischen Karriere, Idole und Studium.

Impressum

Ausgabe 343, Dezember 2012
prisma – Eine Initiative der Studentenschaft der Universität St. Gallen

Guisanstrasse 92, 9010 St. Gallen,
redaktion@prisma-hsg.ch, 076 579 92 21

Präsidentin: Simone Steiner
Chefredaktor: Roman Schister
Finanzen: Samir Mutapcija
Layoutleitung: Dominik Geissler
Online-Chefredaktor: Dominik Mayer

Anzeigenregie: Samir Mutapcija,
vertrieb@prisma-hsg.ch, 079 346 06 91
Druck: galledia ag, Flawil, 058 344 96 96
Lektorat: Monika Künzi

Werbung in diesem Medium kann auch über Go! Uni-Werbung AG, 071 244 10 10; Mediabox, 044 205 52 40; StudiMedia 044 201 16 55; Zenithmedia +4989 71 05 18-0; Amiado Group, 044 240 00 25 oder together AG, 071 222 28 18 gebucht werden.

Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion.

Die Redaktoren sind unabhängig. Die in den Texten vertretenen Meinungen repräsentieren folglich nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers oder der gesamten prisma-Redaktion.

Thema



- 30 Inklusion heisst, es gibt kein «Anders»
- 34 «Ich habe schon als Kind gewusst, ich bin anders ...»
- 37 Es weihnachtet anders ...
- 40 «Ich heisse Anders» – «Cool, ich heisse auch anders»

360°



- 42 Priština – Eintauchen in eine andere Welt
- 45 Start-Up: SOMA Analytics
- 46 prisma empfiehlt nicht

Menschen



- 50 Umfrage: Was würdest du nächstes Jahr anders machen?
- 52 «Unser Ziel ist es, die besten Partys der Welt zu feiern!»
- 54 «Die Gleichung von Privatleben und Beruf muss aufgehen»
- 56 Assistenten privat: Simon Pfister
- 60 Partypics: After-Semesterbreak

prisma-hsg.ch



- Sieh dir das aktuelle Heft – und alle vorhergehenden Ausgaben – auch online an!
- Auf unserem Blog informieren wir dich über das Welt- und Webgeschehen.
- Ob Buch, Verein oder Dozenten – bei uns findest du zu allem was ...

Inhaltsverzeichnis

Meinung

- 3 Editorial
- 59 Cartoon
- 59 Gewinnspiel
- 62 Das Gerücht
- Bilderrätsel
- 63 Zuckerbrot & Peitsche

Thema



- 30 Inklusion heisst, es gibt kein «Anders»
- 34 «Ich habe schon als Kind gewusst, ich bin anders ...»
- 37 Es weihnachtet anders ...
- 40 «Ich heisse Anders» – «Cool, ich heisse auch anders»

Aktuell



- 8 Agenda
- 10 Kurzmeldungen

360°



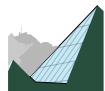
- 42 Priština – Eintauchen in eine andere Welt
- 45 Start-Up: SOMA Analytics
- 46 prisma empfiehlt nicht

Studentenschaft



- 14 Philanthropie
- 16 Neues Provisorium an der HSG

Campus



- 20 Kontextstudium – quo vadis ?
- 22 Professorenkolumne: Dietmar Grichnik
- 23 Zwei Monate in Incredible India
- 24 The Little Green Bag for YOU – Nachhaltig fit für das wissenschaftliche Schreiben
- 25 Management in Europe – Ein Kurs auch für Europäer
- 26 Kunst an der HSG: Ein Nachschlag
- 27 Unumkehrbar auf dem Weg ins Chaos
- 28 «Still proud to be a banker»

Menschen



- 50 Umfrage: Was würdest du nächstes Jahr anders machen?
- 52 «Unser Ziel ist es, die besten Partys der Welt zu feiern!»
- 54 «Die Gleichung von Privatleben und Beruf muss aufgehen»
- 56 Assistenten privat: Simon Pfister
- 60 Partypics: After-Semesterbreak

prisma-hsg.ch



- Sieh dir das aktuelle Heft – und alle vorhergehenden Ausgaben – auch online an!
- Auf unserem Blog informieren wir dich über das Welt- und Webgeschehen.
- Ob Buch, Verein oder Dozenten – bei uns findest du zu allem was ...



Es weihnachtet anders ...

Seite 37 Schweissgebadet und überhaupt nicht zum Weihnachtsbummel motiviert wacht er an Heiligabend auf und muss noch die letzten Besorgungen erledigen. Durchleide mit ihm seine abenteuerliche Suche nach den Geschenken für die «Liebsten» und die dabei auftretenden Hindernisse.



Priština – Eintauchen in eine andere Welt

Seite 42 Sichtbare Armut und halbfer-tige Strassen, aber dennoch eine lebendige Atmosphäre in der ganzen Stadt. Unsere Redak-teurin berichtet über ihre Erfahrungen in der kosovarischen Hauptstadt Priština und schildert das Leben in einem Staat, der erst vor Kurzem seine Unabhängigkeit erklärt hat.



«Unser Ziel ist es, die besten Partys der Welt zu feiern!»

Seite 52 Zwischen Band und DJ machen Adrian und Aurelian unter dem Namen «Disco Troopers» elektronische Musik und verfolgen das Ziel, die beste Party der Welt zu feiern. prisma traf sich mit den beiden zum Gespräch über die Anfänge ihrer musikalischen Karriere, Idole und Studium.

Impressum

Ausgabe 343, Dezember 2012
prisma – Eine Initiative der Studentenschaft
der Universität St. Gallen
Guisanstrasse 92, 9010 St. Gallen,
redaktion@prisma-hsg.ch, 076 579 92 21

Präsidentin: Simone Steiner
Chefredaktor: Roman Schister
Finanzen: Samir Mutapcija
Layoutleitung: Dominik Geissler
Online-Chefredaktor: Dominik Mayer

Anzeigenregie: Samir Mutapcija,
vertrieb@prisma-hsg.ch, 079 346 06 91
Druck: galledia ag, Flawil, 058 344 96 96
Lektorat: Monika Künzi

Werbung in diesem Medium kann auch
über Go! Uni-Werbung AG, 071 244 10 10;
Mediabox, 044 205 52 40; StudiMedia 044
201 16 55; Zenithmedia +4989 71 05 18-0;
Amiado Group, 044 240 00 25 oder toge-
ther AG, 071 222 28 18 gebucht werden.

Wiedergabe von Artikeln und Bildern,
auch auszugsweise, nur mit Genehmi-
gung der Redaktion.

Die Redaktoren sind unabhängig. Die
in den Texten vertretenen Meinungen
repräsentieren folglich nicht unbedingt
die Meinung des Herausgebers oder der
gesamten prisma-Redaktion.



Möchtest Du mit 
~~uns~~ ~~mit~~ schreiben,
fotografieren oder
layouten?

☐ Ja

☐ Nein

☐ Vielleicht



Bitte ausschneiden
und an prisma@mytunisq.ch
E-Mails.

→ Weils Spass macht

→ Für Anfänger und Profis

→ Für Streber und Coole



Dein **prisma**-Team



Aktuell

8 Agenda

10 Kurzmeldungen



Foto: Gosia Glowacka

Agenda

Dezember

DI
11

Amnesty International Students
St. Gallen

Briefmarathon

B-Foyer

HSG-Offiziere

Chlausschiessen

Schiesskeller St. Gallen – 18.15

Das alljährliche Parcoursschiessen mit
anschliessendem Schnitzelplausch.
facebook.com/ofunisg/events.

Evangelisches Universitätspfarramt

Waldweihnacht

19.15

MI
12

International Students' Committee
Bewerbungsschluss für die Support Crew und als Gastgeber

Möchtest Du einen Teil zu diesem einzigartigen
Event beitragen? Dann bewirb Dich jetzt für
die Support Crew oder als Gastgeber. Bewerbungsschluss auf www.symp.org/helfer ist Mittwoch, der 12. Dezember 2012.

ELSA

Jus-in-Use

ELSA lädt am 12.12.12 zu Jus-in-Use ein. Juristen aus den verschiedensten Berufsfeldern werden ihren Beruf vorstellen und beim anschliessenden Apéro Fragen beantworten und Tipps zur Karriereplanung geben.

Zofingia HSG

Weihnachtsanlass mit Pfarrer Anker

Steinbock – 19.00

DO
13

HSG Big Band

Food for Live

Kugl – 21.00

Türöffnung bereits um 19:00 Uhr, Free Entry

Staufenbiel Institut GmbH

Absolventenkongress

Messe Zürich – 09.00 - 17.00

Die grösste Jobmesse der Schweiz geht in die nächste Runde.

SA
15

Unisport

Schneesportlager Davos

Davos

DI
18

Unser Klassiker! Tolles Angebot im 4-Sterne-Hotel, Saunalandschaft, Halbpension mit reichhaltigem Frühstücksbuffet sowie 4 Gang Dinner, Unterricht, 4-Tages Skipass.

DO
20

Zofingia HSG

Schluss-AC

Rüüml – 19.00

FR
21

AV Notkeriana

Weltuntergangskommers

Steinacherkeller – 20.15

Verbirg dich nicht vor Angst unter der Decke, sondern feiere mit der AV Notkeriana in den Weltuntergang.

SA
22

HSG

Einstellung Lehrbetrieb Herbstsemester 2012

HSG

Januar

SO
6

Heilige Drei Könige

MO
14

HSG
**Beginn ordentlicher Prüfungsblock
Herbstsemester 2012**
HSG

MO
4

HSG
**Nachholtermine für Prüfungen
Frühjahrssemester 2012**

SA
16

HSG

MO
18

HSG
**Aufnahme Lehrbetrieb
Frühjahrssemester 2013**
HSG

März

MO
18

prisma
prisma 344 - Anonym
Im 01- und im 09-Foyer

Das neue prisma unter dem Titel «Anonym» liegt
in den Gebäuden 01 und 09 aus!

DO
31

HSG
Bidding Assessmentjahr
Service Portal

DO
14



**AMNESTY
INTERNATIONAL**



AI Students St. Gallen

Amnesty International Students St. Gallen engagiert sich für die Menschenrechte. Wir arbeiten mit der Schweizer Sektion von Amnesty International zusammen, handeln unparteiisch und sind politisch unabhängig. Unser Verein schafft eine Plattform, die es interessierten Studentinnen und Studenten an der Universität St. Gallen ermöglicht, sich für die Menschenrechte zu einzusetzen. Die Menschenrechte sind auch in der Schweiz ein aktuelles Thema, bei dem Handlungsbedarf besteht. Unser Ziel ist es, die Studierenden der Universität St. Gallen für diese Menschenrechtsfragen zu sensibilisieren. Wir sollten nicht vergessen, dass die Menschenrechte auch ein Teil unseres Lebens sind und Schutz bedürfen.

Wenn du Lust hast, dich auch für die Menschenrechte zu engagieren, schreibe uns doch eine Mail auf amnesty@unisg.ch. Wir freuen uns auf dich.



Berner Verein

Egal ob im Assessment, Bachelor, Master oder bereits am Doktorieren – der Berner Verein bietet allen Bernerinnen und Bernern an der HSG die Möglichkeit, in ungezwungener Umgebung neue Leute kennenzulernen, Erfahrungen auszutauschen und gemeinsam Spass zu haben.

Der Berner Verein wurde im Oktober 2011 gegründet. Mittlerweile zählen wir bereits über 60 Mitglieder, Tendenz stark steigend. In unserer noch jungen Vereinsgeschichte blicken wir bereits

auf zahlreiche gelungene Events zurück: Egal ob Fondueplausch, Bowlingabend, Pizzaessen, Lasertag oder das legendäre Berner Skiweekend – bei uns kommen garantiert alle auf ihre Kosten! Nicht verpassen solltest du ausserdem unser nächstes Event, Bowling&Wellness im Sântis Park.

Kommst du aus Bern oder hast sonst einen besonderen Bezug zum schönsten Kanton der Schweiz, dann melde dich bei uns und komm an einen unserer zahlreichen Anlässe! Unser Programm findest du unter www.bernerverein.ch. Wir freuen uns auf dich.

“CHALLENGE ” THE BEST

Challenge the Best

On December 10th, the essay competition for Challenge the Best 2013 starts: Participate by answering one of the following questions in a 1000 words essay and get the chance to enjoy one of the greatest conferences at HSG!

I) Who should be responsible for the mental and physical health of employees?

Overall, living and working conditions are generally improving. However, certain threats to health are on the rise. Unpaid overtime and unsatisfactory safety standards, stress and burn-out syndrome are reaching wide-spread attention and lead to public debates: Are employees left alone to watch for their health or should employers be held responsible, too? What role might and should the state play in this issue?

II) Do agents in society possess the right to live a lazy life?

Throughout most of human society's history in general people had to work in order to be able to afford necessities such as food and shelter. Without paid work life was practically impossible. For many Europeans this situation changed in recent decades: if only to stay alive, paid income is no longer essential and a «lazy» life in the sense of not having and not looking for «a job» becomes an option. Do you think that this option is legitimate or does every able individual have the moral duty to

contribute to society by looking for (paid or unpaid) work?

III) We become more flexible each day: When will we lose track?

One important asset of our modern generation is our high degree of flexibility concerning working where, when and how; and our employers like it, too.

Yet, flexibility affects stability: When our working life becomes more flexible, so might our social life. When today's workers specialise on project work, our employers might as well and hire on a temporary basis. Please discuss the implications of an ever-increasing flexibility offered by young people and demanded by firms.



ELSA

ELSA steht für European Law Students' Association und ist eine internationale Organisation von Jusstudierenden und jungen Juristen. ELSA St. Gallen repräsentiert den Verein an der Universität St. Gallen und pflegt ein lebendiges Vereinsleben mit geselligen Jus-Höcks, Fachveranstaltungen, Exkursionen im In- und Ausland und vielem mehr. Wir fördern aktiv den Zusammenhalt und Austausch in der Law School, indem wir Studierende aller Semester und Lehrgänge zusammenführen. Zudem pflegen wir den Kontakt zu anderen ELSA Lokalgruppen in der Schweiz und im Ausland. Lerne deine Kommilitonen besser kennen, schliesse Freundschaften und geniesse das Studentenleben.

On a side note: Wir Juristen sind gar nicht so anders, wie ihr alle glaubt. Klingt komisch, ist aber so! Überzeugt euch selbst und schaut am Donnerstag, 20. Dezember 2012, an unserem Weihnachts-Jus-Höck vorbei! Für weitere Infos könnt ihr eine Mail an elsa@unisg.ch schreiben oder unserer Facebook-Gruppe «ELSA St. Gallen» beitreten. Wir freuen uns stets über neue Gesichter!



The Watch Club

Kein Land ist bekannter für seine Uhren als die Schweiz. Gemessen am Gesamtwert aller weltweit produzierten Uhren, beträgt der Wert der in der Schweiz hergestellten Uhren ca. 55% des Weltmarktes. Aufgrund dieser enormen Bedeutung wurde im Jahr 2012 der Watch Club gegründet. Wir bieten den Studierenden Einblicke in die Uhrenindustrie und bringen diese näher an die HSG. Dazu laden wir Persönlichkeiten ein, besuchen Manufakturen und organisieren viele weitere Events. Bist auch Du fasziniert von Uhren? Then it's time to join!

No other country is better known for his brilliant masterpieces of in watchmanufacturing than Switzerland. Measured in value, the Swiss watchmaking contributes to about 55 percent of the world market share. Due to this enormous importance for the swiss economy, the Watch Club was founded in 2012. We provide students insights into the watch industry as well as help to establish a gateway to in order to bring this sector closer to the HSG. To do so, we invite personalities, visit factories and organize many more events. Are you fascinated by watches? Then it's time to join!



International Students' Committee (ISC)

Das International Students' Committee (ISC) ist ein Team von rund 30 Studierenden, welches seit nun mehr 43 Jahren für die Organisation des St. Gallen Symposium verantwortlich ist. Das St. Gallen Symposium ist die weltweit führende Plattform für den genera-

tionsübergreifenden Dialog zu aktuellen Themen aus Wirtschaft, Gesellschaft, Wissenschaft und Politik. Das 43. St. Gallen Symposium findet vom 2.-3. Mai 2013 unter dem Thema «Rewarding Courage» statt.

Die Aufgaben der Teammitglieder umfassen weit mehr als die eigentliche Durchführung des St. Gallen Symposium. Neben der inhaltlichen Ausgestaltung des St. Gallen Symposium liegt es in den Händen des ISC-Teams, internationale Kontakte zu pflegen, auszubauen sowie Persönlichkeiten mit den unterschiedlichsten Hintergründen von der Idee des ISC und vom St. Gallen Symposium zu begeistern.

Zurzeit suchen wir engagierte Helfer und Gastgeber, die gerne einen Teil zu diesem einzigartigen Event beitragen möchten. Weitere Informationen sowie das Bewerbungsformular findet Ihr auf unserer Website www.symp.org/helfer. Wir würden uns sehr freuen, Dich in der Support Crew und als Gastgeber am 43. St. Gallen Symposium begrüßen zu dürfen.



DU liebst die Berge...

...und suchst neben dem Studium eine aufregende Abwechslung? Dann bist DU bei uns genau richtig!

Als Schnee- und Bergsportverein der HSG wollen wir mit dir eine geile Zeit erleben. Wir bieten das ganze Jahr über spannende Aktivitäten an. Während wir uns im Sommer auf das Klettern, Biken oder Action am Bodensee konzentrieren, steht der Winter ganz im Zeichen des Skifahrens und Snowboardens. Also freu dich schon darauf, wenn die erste

Schneeflocke fällt.

Wir wollen mit dir die bergsportbegeisterte Community ausbauen und ständig neue Abenteuer erleben. Am 8.12. waren wir auch zum ersten Mal mit der SBV-Community Skifahren.

Um nichts mehr zu verpassen und beim nächsten Mal auch dabei zu sein, werde Fan auf www.facebook.com/SBVSG oder besuche unsere Webseite unter www.sbv-sg.ch. So bleibst du immer auf dem Laufenden und weisst was wann, wo und wie geschehen wird.

Beherrscht DU eine Bergsportart und möchtest diese mit anderen Leuten teilen? Dann schreib uns eine Mail an info@sbv-sg.ch und wir engagieren dich als Gruppenführer! Klettern, Biken, Wandern, Skifahren etc. - alles ist möglich!



Oikos

Die studentische Initiative oikos Carbon Neutral Campus hat mit Hilfe der Universitätsverwaltung während dem akademischen Jahr 2009/2010 erstmals den «CO₂-Fussabdruck» der HSG auf Basis von Daten des Jahres 2008 ermittelt. Dieser Bericht beschreibt die wichtigsten Ergebnisse dieser Untersuchung, sowie das detaillierte Vorgehen bei Erhebung und Analyse der Daten. Ausserdem vergleichen wir die Ergebnisse mit denen anderer Universitäten, die ähnliche Untersuchungen bereits unternommen haben. Auf Basis der vorliegenden Daten haben wir einen Treibhausgasausstoss von 6.900t CO₂ ermittelt. CO_e steht dabei für CO₂-Äquivalente, d.h. andere Treibhausgase als CO₂ wurden entsprechend ihrem Erwärmungspotenzial in CO₂ umgerechnet. Wie aus der untenstehenden Grafik hervorgeht, sind die grössten CO₂-Verursacher die Heizungen der Gebäude, der Pendelverkehr, sowie von der Universität bezahlte Reisen (Dienstreisen). Weniger ins Gewicht fallen Strom, die Anreise von Teilnehmern an Weiterbildungsangeboten und der Papierverbrauch. Der grösste Teil der Reisen entfällt auf Flugreisen, die insgesamt mit deutlich über 2.000t CO₂ ins Gewicht fallen. Die hier angegebenen Werte sind höchstwahrscheinlich Unterschätzungen des realen CO₂-Verbrauchs. Dies liegt einerseits an fehlenden Daten, andererseits an der Methodik, die so angelegt ist, dass man unserer Untersuchung keine «Übertreibungen» vorwerfen kann.

Unisport

Das Semester ist schon fast um, der Trainings- und Veranstaltungsplan Unisport für das Zwischensemester ist erhältlich. Unser Zwischensemesterangebot dauert vom 7. Januar bis am 16. Februar. Die Details findet ihr auf www.sport.unisg.ch. Am 18. Februar beginnt das Frühlingssemester.

Ebenfalls auf unserer Homepage findet ihr dazu die Informationen. Kurzfristige News erhält ihr via www.facebook.com/HSGunisport, oder wenn ihr auf unserer Homepage die entsprechenden Newsletter abonniert.



Ausländerclub

Der Ausländerclub (AC) ist einer der ältesten Vereine der Universität St. Gallen. Er wurde bereits im Jahr 1962 gegründet und als offizieller Verein der Universität eingetragen. Von den aktiven Mitgliedern ist heute ein Drittel Schweizer, die restlichen zwei Drittel kommen aus über 25 verschiedenen Nationen.

Das Ziel des AC besteht in der Integration neuer Studierender und der Organisation des (ausser)studentischen Lebens an der HSG. Die Mitglieder erhalten an den drei großen (und besten) Partys (AC Erstsemester-, AC Christmas- und AC Bad Taste Party) mit bis zu 1000 Gästen freien Eintritt.

Darüber hinaus veranstaltet der AC zwei subventionierte Fahrten, die Romfahrt und die AC-Skifahrt. Der AC organisiert aber auch die Events, wie etwa die AC-Pokerweltmeisterschaft, die legendäre AC-Rallye oder

die Schlittenfahrt. Geile Events, Partys, Friends.



START global ...

... was founded in 1996. Eversince it has yielded a lot of experimenting Students, new websites and new events, but one thing stayed; the common interest in Entrepreneurship and the idea of spreading it at our University and around the world! «We strive for a society driven by Entrepreneurship» Once a year we organize the START Summit. It's the biggest Entrepreneurship Forum run by students in Switzerland!

The next START Summit will take place on campus of the University of St. Gallen on March 22nd & 23rd 2013.

Zofingia an jeder Schweizer Universität (ausser Lugano) und an diversen Mittelschulen vertreten. Als Dachverband dient der Schweizerische Zofingerverein, auch Centralverein genannt.

Die Devisen der Zofingia sind Patriae, Amicitiae, Litteris (Vaterland, Freundschaft, Wissenschaft). Neben der Pflege der Freundschaft hat sie zum Zweck, Persönlichkeiten hervorzubringen, die imstande sind, Verantwortung in verschiedenen Lebensbereichen zu übernehmen. Die Zofingia ist eine Lebensverbindung. Sie setzt sich mit aktuellen Problemen aus Politik und Wirtschaft auseinander und beschäftigt sich mit Fragen des universitären, kulturellen und sozialen Lebens. Die Zofingia ist parteipolitisch neutral. Die Zofingia HSG wurde 1952 gegründet und ist die grösste Verbindung auf dem Platz St. Gallen.

Mehr Infos findest du auf unserer Homepage www.zofingiahsg.ch

Wenn du ständig über die aktuellsten Anlässe informiert werden willst, dann like uns auf Facebook „Zofingia HSG“.



Zofingia HSG

Die Zofingia ist die grösste, einheitliche Farben tragende Verbindung der Schweiz. Gegründet wurde sie am ersten Centralfest vom 21.-24 Juli 1819 von 26 Zürcher und 34 Berner Studenten im für damalige Verhältnisse günstig gelegenen Zofingen (AG). Heute ist die



Industrial Club

Liebe Industriebegeisterten, ihr könnt euch hinsichtlich des kommenden Jahres 2013 nicht nur darauf freuen, eure guten Vorsätze zu erfüllen – der Industrial Club hat für euch neben spannenden Unternehmensbesichtigungen noch viele weitere attraktive Events vorbereitet.

Das Rotation Dinner bietet euch die Möglichkeit im Rahmen einer kulinarischen Runde persönliche Beziehungen zu Vertretern unserer Partnerunternehmen Bühler, Hilti, Holcim, Sulzer und Swissem zu knüpfen. Und mit dem neuen Konzept des GTI wird im Frühlingssemester ein grosses Social Event veranstaltet, das euch ermöglicht, mit allen IC-Mitgliedern zu feiern und für kommende Events neue Kontakte zu knüpfen. Bis dahin wünscht euch der Vorstand aber noch eine schöne und bereichernde Weihnachtszeit.



SHSG | Studentenschaft

S tudentenschaft

14 Philanthropie

16 Neues Provisorium an der HSG

SHSG | Studentenschaft

Philanthropie

Das erste Philanthropie-Team in der Geschichte der Universität St. Gallen möchte HSG Studierende und Bevölkerung für den Dienst an der Gesellschaft sensibilisieren. Angelehnt an Vorbilder aus den USA, sollen zum nächsten Semester zwei Assessment-Studierenden die Semestergebühren gestiftet werden. Ausserdem ist ein Stadtlauf im Stiftsbezirk in Planung.

Anfang Oktober 2012 wurde das erste Philanthropie-Team in der Geschichte der Universität St. Gallen (HSG) durch die Studentenschaft (SHSG) gegründet. Angegliedert beim Vorstand Kultur & Marketing der SHSG, vertreten durch Samuel Winiger, möchten Hannah Keim, Johanna Renner und Ingo Schönwandt, Bachelorstudierende der Universität St. Gallen, die St. Galler Studentinnen und Studenten wie auch die Einwohner der Stadt für das Thema Philanthropie sensibilisieren. Ausserdem sollen diese von der Notwendigkeit einer ausgeprägten Unterstützerkultur überzeugt werden.

«Philanthropie» an der HSG

Im Sinne der Sensibilisierung verfolgt «Philanthropie» zwei Ansätze. Einerseits möchte das Projekt direkte gesellschaftswirksame Aktionen im Raum Stadt St. Gallen unternehmen. So wird unter anderem für Ende des Frühjahrssemesters 2013 über einen Charity Run im Stiftsbezirk nachgedacht. Auf der anderen Seite möchte das Team ein Mäzenatentum – eine Unterstützerkultur – anregen, die langfristig als etablierte, gegenseitige Studienförderung grossen Mehrwert für das Studium an der HSG und für die Gesellschaft allgemein bringen soll.

Das «Philanthropie»-Team vertritt über seinen ersten Auftritt auf dem Campus: «Es wird bunt werden. Von Anfang an wollen wir unsere Kommilitoninnen und Kommilitonen miteinbeziehen, sie sollen alle mitmachen.»

Die Überraschung soll in der ersten Dezemberwoche stattfinden, so das Team. Ausserdem lädt das Team am Mittwoch, 12. Dezember 2012 um 11 Uhr in die adhoc-Bar ein. Dort möchten sich Hannah, Johanna und Ingo allen interessierten und neugierigen Studierenden präsentieren. Besonders soll auch auf persönliche Fragen eingegangen werden und Meinungen zum Projekt ausgetauscht werden.

Gleichzeitig hat «Philanthropie» Anfang Dezember ihr erstes Förderprojekt gestartet. Mithilfe der Unterstützung von Studierenden der Universität St. Gallen und seinen Alumni, möchten sie zwei Assessment-Studierenden zum Frühjahrssemester 2013 die Studiengebühren finanzieren. Bis zum 5. Januar sucht das Team Assessment-Studierende, denen eine Förderung zugutekommen könnte und bittet sowohl Kommilitoninnen und Kommilitonen als auch Alumni, ihr Vorhaben zu unterstützen. Nähere Informationen zum Philanthropie-Team, zum Bewerbungsprozess und zur Förderung sind auf der Seite der SHSG unter www.myunisg.ch beschrieben. «Philanthropie» wird im Dezember Getränkegutscheine für die adhoc-Bar verkaufen, die jeweils einen Franken zur Förderung betragen. Weitere Mittel werden über die Förderplattform «HSG inSite» gesammelt.

Das «Philanthropie»-Team

Drei motivierte Studierende der Universität St. Gallen bilden das erste Philanthropie-Team der Studenten-

schaft (SHSG). Hannah hat dieses Jahr mit dem Assessment an der Universität St. Gallen angefangen. Johanna studiert International Affairs im dritten Semester und arbeitete zuvor tatkräftig im «Buddy System» der SHSG mit. Ingo studiert im dritten Semester BWL und leitet das Philanthropie-Team. In der SHSG engagierte er sich schon bei «Challenge the Best».

Gesellschaftliches Engagement bedeutet für sie, Interesse an ihrer Umwelt zu zeigen und sich an ihrer Entwicklung zu beteiligen. Dazu zählen sie insbesondere die Kultur auf dem Campus der Universität St. Gallen und die Gesellschaft der Stadt St. Gallen, der sie als Teil der Universität und Studierende auch angehören. Mit dem Wunsch, sich in ihre Umwelt einzubringen – auf dem Campus wie auch in der Stadt – haben die drei «Philanthropie» unter dem Dach der SHSG gegründet.

«Philanthropie» – Und wieso Menschenfreundlichkeit?

Wörtlich bedeutet Philanthropie im Griechischen Menschenfreundlichkeit und umfasst jede private freiwillige Handlung für einen gemeinnützigen Zweck. Im alten Griechenland war dieses Engagement essentiell für das Funktionieren des Staates. So war das Beamtenamt beispielsweise ein Ehrenamt und Philanthropie eine Tugend des gebildeten, zivilisierten Menschen. Das griechische Wort «*idiótes*» für Privatmensch bezeichnete in diesem Zusammenhang jene Menschen, die sich



Pinneberg, «Der Philanthrop»

den Angelegenheiten des Gemeinwesens entzogen und auch nicht an städtischen Versammlungen teilnahmen. Im Verlauf der Geschichte wurden die am Gemeinwesen zu erbringenden Aufgaben jedoch immer stärker in die Verantwortung des Staates gegeben, sodass philanthropisches Engagement quasi verschwand. Seit Ende des 18. Jahrhunderts zieht der Staat sich vermehrt wieder zurück. Zukünftig wird damit Philanthropie in Europa als ein wichtiges Element unserer Gesellschaft gefordert sein.

Bedeutung philanthropischen Engagements

Der Nutzen von Philanthropie ist nicht immer direkt messbar. Langfristig, besonders wenn Philanthropie Teil der Kultur geworden ist, zeigen sich jedoch enorme Auswirkungen. Beispielhaft für den Effekt sind besonders Leistungssportler, internationale Musiker und alle Menschen, die etwas vom Kindesalter an erlernen. Am Anfang ist quasi kein Wissen vorhanden, das trainiert

man sich an. Später fällt einem Dritten das erworbene Können auf und dieser bestärkt einen darin, gibt Zusatzstunden, fördert ihn weiter. Das wiederholt sich über mehrere Stufen und viele Jahre. Sofern man derjenige ist, der sich von seinem Umfeld immer ein bisschen mit seiner Erfahrung abhebt. Ob es sich um einen Leistungssportler handelt, der regelmässig Trainingsangebote erhält, oder ein Musiker oder ein Mathegenie, spielt letzten Endes keine Rolle, entscheidend ist Unnachgiebigkeit und Kontinuität. Förderung sollte so früh wie möglich einsetzen und nie unterbrochen werden. Welche Bedeutung haben erfolgreiche Menschen in unserer Gesellschaft? Sie sind die Träger unserer Gesellschaft: ein Ausdruck von Erfolg, Motivation und Willensstärke; ihre Leistung prägt die Kultur auf entscheidende Weise.

Jeder Dienst an die Gesellschaft ist eine Investition von ihr in sich selbst. Wie bei jeder Investition erwächst aus der Förderung von Menschen ein Ge-

winn. Förderung gibt Menschen die Freiheit, sich persönlich zu entwickeln und über viele Jahre hinweg einen Charakter zu bilden. Im Sinne des Schneeballeffekts gibt die geförderte Person den Einsatz multipliziert an die Gesellschaft weiter. Letzten Endes prägt sie die Entwicklung der gesamten Kultur.

Beispiel Studienförderung

In den USA ist es mittlerweile in der Gesellschaft verankert, sich mit den Mitteln, die einem zur Verfügung stehen, philanthropisch in die Gesellschaft einzubringen. Im Bildungswesen wird besonders stark gefördert. Die Studiengebühren sind in den Vereinigten Staaten um ein Vielfaches höher als in den meisten Ländern Europas und die gesellschaftliche Schere des Wohlstands enorm gross. Es ist jedoch auffällig, dass sich besonders die Gesellschaft für die gegenseitige Förderung und Chancengleichheit ihrer Studierenden einsetzt. Zum einen werben die Universitäten mit Stipendien um junge Talente in verschiedensten Bereichen.



Team Philanthropie v.l.n.r.: Hannah Keim, Ingo Schönwandt, Johanna Renner

Wegen des ausgeprägten interuniversitären Sportwettbewerbs in den USA erhalten beispielsweise viele junge Leu-

te Sportstipendien. Zum anderen ist es normal, dass sich Alumni und private Einrichtungen für bedürftige Studenten

einsetzen. Das Massachusetts Institute of Technology (MIT) hat jährlich über 1'000 Unterstützer, die die Fonds der Universität und einzelner Fakultäten fördern. Davon vergibt die Universität Stipendien nach Bedürftigkeit der Studenten. In Harvard beträgt nach eigenen Angaben die Quote der geförderten Studentinnen und Studenten 70%, von welchen mehr als 60% auf Bedürftigkeit zurückgehen. Die Universität Harvard vergab im Studienjahr 2011-2012 beispielsweise 166 Millionen US-Dollar Fördergelder an ihre Studierenden. Welcher Nutzen dadurch für die Gesellschaft der USA entstanden ist, sollte klar sein. Die Anzahl bekannter Experten und Wissenschaftler aller Gebiete, Leistungssportler, Musiker und Schauspieler beispielsweise, spricht für sich.

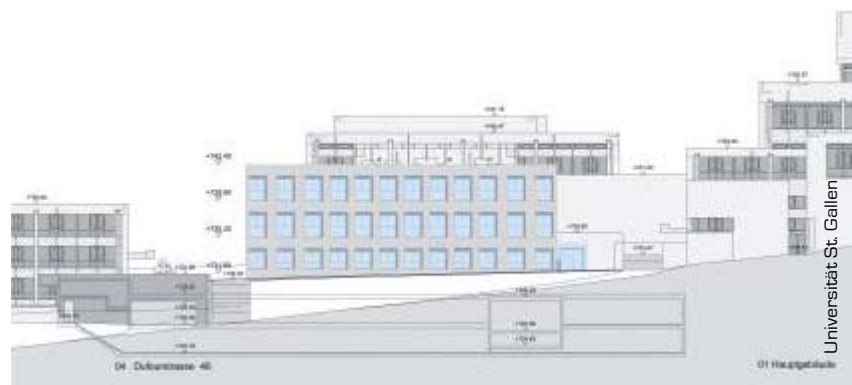
Das Philanthropie-Team freut sich auf die Zusammenarbeit mit den Studierenden und ein erfolgreiches Projekt.

Ingo Schönwandt

Neues Provisorium an der HSG

Um der anhaltenden Platznot entgegenzuwirken, entsteht ab Anfang 2013 ein neues Provisorium an der Universität St. Gallen. Dieses soll Platz für 600 zusätzliche Studierende bieten und die Zeit bis zur definitiven Erweiterung des Campus überbrücken.

Der heutige Campus der Universität St. Gallen ist auf eine Studierendenzahl von 5'000-5'500 Studierende ausgelegt. Mit einer aktuellen Studierendenzahl von 7'300 und einem prognostizierten Anstieg der Studierenden bis 2020 auf bis zu 8'000-9'000 versucht das Provisorium der derzeit herrschenden Platznot an der HSG entgegenzuwirken. Das neue Gebäude leistet laut Verwaltungsdirektor Markus Brönnimann einen wichtigen Beitrag zur Ausbildungsqualität, die nötige



Dies sind die Baupläne des neuen Provisoriums



Hier soll das neue Provisorium gebaut werden

Erweiterung des Campus könne es aber nicht ersetzen.

Erweiterung in Planung

Bis dato hatte jeder Student im Schnitt 2.2m² zur Verfügung, was im Vergleich zu anderen Universitäten und Fachhochschulen sehr wenig ist. Um bis in zehn Jahren genügend Platz in neuen Gebäuden auf dem Campus zur Verfügung zu stellen, sind Projekte für eine Campus-Erweiterung in Absprache mit dem Bildungsdepartement und unter Federführung des Baudepartements in Planung. Bis zu diesem Zeitpunkt ist die Universität auf Provisorien angewiesen. Das neue Provisorium wird auf drei

Stockwerken Platz für 600 Studierende mit zehn Lehr- und zwölf Gruppenräumen bieten. Es wird ab dem Herbstsemester 2013 zum Bezug bereitstehen. Die Aussenabmessungen betragen 32.6 m x 25.2m x 10.8m.

Optimaler Standort für Studierende und Anwohner

Das Gebäude soll auf dem heutigen Dach der Parkgarage an der Dufourstrasse 48, direkt unterhalb des Bibliotheksgebäudes entstehen. Dieser Standort hat den Vorteil, die Wechselzeiten zwischen den einzelnen Lektionen zu minimieren und die Anwohner in den umliegenden Quartieren nicht

zusätzlich zu belasten. Diese wurden zusätzlich anlässlich einer Informationsveranstaltung persönlich über den Bau informiert. Da die Mietkosten des neuen Baus dem Budget der Universität belastet werden, kann zusätzlich zur Beseitigung der Platznot das Versprechen gegenüber der Studierenden eingelöst werden, einen Teil der höheren Studiengebühren wieder den Studierenden zufließen zu lassen. Nach Abschluss der Erweiterungen am Campus in zehn Jahren ist ein Rückbau des Gebäudes geplant.

Samuel Wurster

Nachtrag aus aktuellem Anlass:

In der November-Session (28. November 2012) des Kantonsrates des Kantons St. Gallen wurde mit 79:22 Stimmen bei zehn Enthaltungen entschieden, den Voranschlag 2013 der Universität um 500'000 Franken zu kürzen. Dies aufgrund politischer Unklarheiten im Zusammenhang mit dem geplanten Provisorium für die Lehre, das die Raumnot per Herbstsemester 2013 entschärfen sollte. Ob es aufgrund der aktuellen politischen Entwicklungen zu einem Provisorium kommen wird, ist derzeit unklar.



SEMESTEREND PARTY

TRISCHLI CLUB // SG

MI 19.12

DOORS: 11PM-OPEN END

SPECIAL GUEST

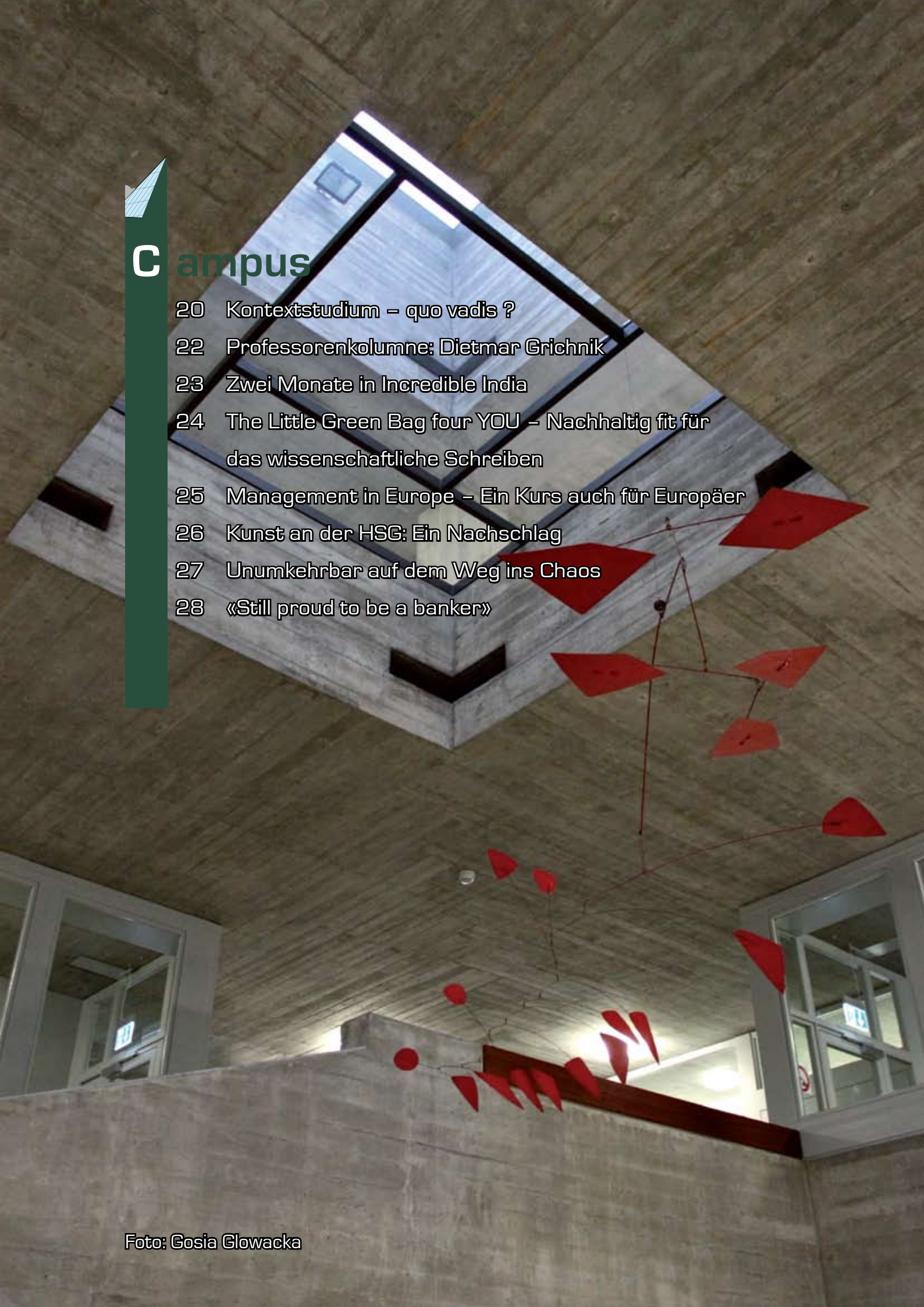
PROF. ROBERTO VITO

DJ CRUZ

DJ CAINE

LUXEMBOURG





Campus

- 20 Kontextstudium – quo vadis ?
- 22 Professorenkolumne: Dietmar Grichnik
- 23 Zwei Monate in Incredible India
- 24 The Little Green Bag four YOU – Nachhaltig fit für das wissenschaftliche Schreiben
- 25 Management in Europe – Ein Kurs auch für Europäer
- 26 Kunst an der HSG: Ein Nachschlag
- 27 Unumkehrbar auf dem Weg ins Chaos
- 28 «Still proud to be a banker»

Kontextstudium – quo vadis?

In ihrer Aussendarstellung betont die HSG gerne Relevanz und Einzigartigkeit des Kontextstudiums. Doch nicht alle Studierenden scheinen diese Sicht zu teilen. Das Ergebnis einer Evaluation: Die Universität muss besser klarstellen, wozu es das Kontextstudium überhaupt gibt!

Die Ansprüche an das Kontextstudium – Reflexions-, Handlungs- und kulturelle Kompetenz – sind hoch – zumindest von Seiten der HSG: Als «Studium integrale» soll es Persönlichkeiten fördern und fordern, intellektuelle und kulturelle Entwicklungsmöglichkeiten eröffnen und nebenbei die Studierenden optimal auf die Anforderungen ihres künftigen Berufsweges vorbereiten. Die Wichtigkeit des Kontextstudiums wird betont, wo es nur geht. Sein 10-jähriges Bestehen ist für

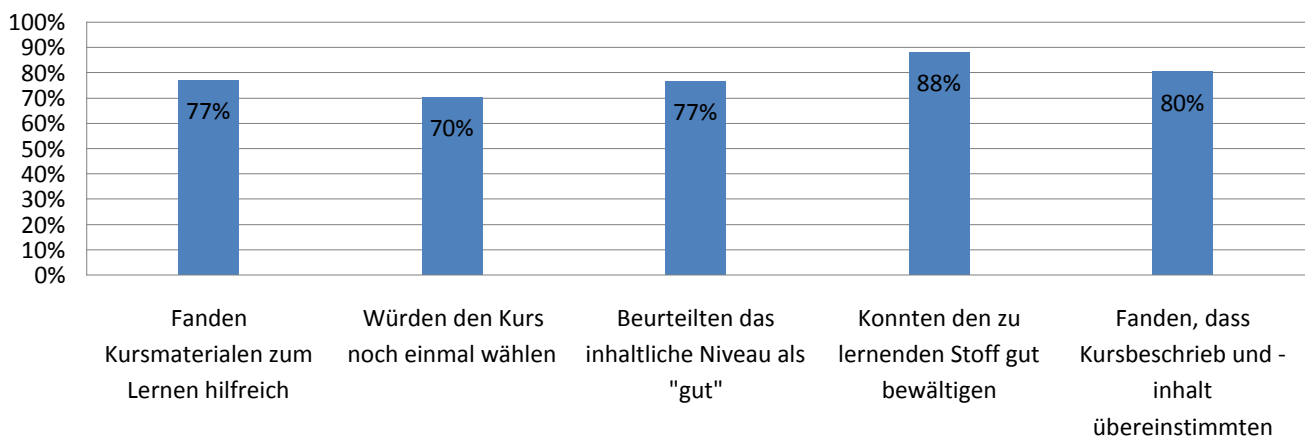
ter ihrem wohlbekannten Präsidenten Sascha Spoun: Dort müssen Studierende neben ihrem Fachstudium Kurse aus den Bereichen «Kunst & Ästhetik», «Natur & Technik» oder auch «Sprache & Kultur» belegen. «Komplementärstudium» nennt sich das Ganze und erinnert damit selbst vom Namen her an das St. Galler Original, an dessen Umsetzung Spoun massgeblich beteiligt war. Als weitere Top-Universität im europäischen Raum lässt sich die Copenhagen Business School anführen.

studium an der Universität St. Gallen wird in diesem Zusammenhang durchaus als Benchmark bezeichnet.

Anspruch und Wirklichkeit – zwei Paar Schuhe?

Doch der schönen Welt der Bildungsvisionen und Hochglanzprospekte steht die graue Alltagserfahrung der Studierenden gegenüber. Zumindest war dies der anfängliche Eindruck der Mitglieder des Evaluationsteams der Studentenschaft,

Positive Rückmeldungen



die Verantwortlichen im nächsten Jahr gar Anlass für eine zweitägige Konferenz an unserer Universität.

Die HSG als weltweites Vorbild

Die Idee scheint gut zu sein: Andere Universitäten folgten dem Vorbild des integrativen Ausbildungskonzeptes, haben teilweise auch ein Kontextstudium etabliert. Zu nennen ist hierbei zunächst die Leuphana Universität Lüneburg un-

Diese orientiert sich an einem ganzheitlichen Ansatz, der die Wirtschaftsausbildung mit geistes- und sozialwissenschaftlichen Elementen verbinden möchte. Selbst amerikanische Business Schools scheinen inzwischen zu erkennen, dass ihre bisherigen Ausbildungskonzepte zu kurz gegriffen haben. Zu diesem Schluss kommt beispielsweise auch der Carnegie-Report, der eine stärkere Integration der «liberal arts» im Rahmen der Wirtschaftsausbildung fordert. Das Kontext-

die sich im letzten Semester zum ersten Mal überhaupt auch mit dem Kontextstu-



prisma interaktiv

Was ist eure Meinung zum Kontextstudium? Macht die Uni hier einen guten Job? Was sollte verbessert werden? Ist das Ganze überhaupt wichtig genug, um verbessert zu werden? Diskutiert auf prisma-hsg.ch/heft

dium an unserer Universität beschäftigt haben. «Wir haben von vielen Studierenden gehört, dass sie das Kontextstudium überhaupt nicht schätzen», sagt Johannes Riehm, der die Evaluation des Kontextstudiums im letzten Semester verantwortete. «Es wurde häufig als fast schon überflüssiges Beiwerk zum Fachstudium angesehen, dessen Existenzberichtigung in angenehmen Aufwand-Credit-Verhältnissen liegt. Ausserdem gab es innerhalb unseres Teams sehr verschiedene Meinungen darüber, ob bestimmte Aspekte des Kontextstudiums nun positiv oder negativ zu bewerten seien», so Johannes weiter. Als Beispiel nennt er die Frage, ob die Anwendbarkeit des Erlernten auf das Hauptstudium beziehungsweise das Berufsleben essentiell notwendig sei oder nicht.

Aus dieser Unsicherheit heraus entstand die Idee, zum ersten Mal in der Geschichte des Kontextstudiums eine breit angelegte Untersuchung zum Kontextstudium an sich und seiner Bedeutung aus Sicht der Studierenden im Spezifischen durchzuführen. Während sämtliche Kurse bereits seit längerem, wenn auch nicht unbedingt jedes Semester, evaluiert werden, war es nun Ziel des Evaluationsteams, das Kontextstudium als Ganzes zu beurteilen. Zunächst wurden zahlreiche qualitative Interviews durchgeführt, um herauszufinden, in welche Richtung die spätere, empirisch angelegte Studie gehen sollte. Als das geschafft war, wurde die Durchführung einer Online-Umfrage zur Hauptaufgabe des Evaluationsteams. Diese hatte das Ziel, die Meinung der Studierenden quantitativ zu erfassen, Verbesserungspotenziale aufzudecken und festzustellen, welchen Nutzen die Studierenden persönlich aus dem Kontextstudium ziehen.

Wo Licht ist, ist auch Schatten

Die Ergebnisse der Umfrage sind bisweilen überraschend. So gaben beispielsweise 157 von 204 Befragten an, dass für sie das Thema des Kurses bei der Kurswahl wichtig ist. Das Aufwand-Credit-Verhältnis war nur 21 Befragten wichtig. «Aufgrund unserer vorherigen Gespräche hätten wir eigentlich ein genau umgekehrtes Ergebnis erwartet. Die hohe Bedeutung der Inhalte im Gegensatz zu einfach verdienten Credits ist eine positive Überraschung», sagt Theresa Niederle, die das Evaluationsteam letztes Jahr in ihrer Eigenschaft als Vorstand Interessens-

vertretung betreut hat. Auch in Bezug auf die Qualität des Kontextstudiums selbst gibt es Positives zu vermelden: 77.0% der Befragten fanden Kursmaterialien und Unterricht hilfreich für die Prüfung, 70.1% würden den Kurs wieder wählen und 76.6% empfanden das inhaltliche Niveau als «gut», also weder zu hoch noch zu tief. Positiv ist auch, dass 88.2% der Befragten den zu lernenden Stoff gut bewältigen konnten und der Kursbescrieb bei 80.4% mit dem tatsächlichen Kursinhalt übereinstimmte.

Dennoch gibt es auch Kritikpunkte, die durch die Umfrage nun noch besser fundiert sind. Diese betreffen zunächst einmal die Qualität des Unterrichts. Bei den 11.8% der Befragten, die den Stoff in ihrem Kurs nicht gut bewältigen konnten, häuften sich die Angaben, dass entweder der Dozent didaktisch mangelhaft unterrichtete oder der Reader nicht sorgfältig zusammengestellt war. Diese Aussage muss man jedoch vor dem Hintergrund betrachten, dass jene 11.8% in absoluten Zahlen nur 24 Studierenden entsprechen. Ein weiteres interessantes Ergebnis der Studie war, dass knapp 16% das Niveau des Kurses zu wenig anspruchsvoll, aber nur 5% die Benotung der Prüfung zu gut fanden. Während das inhaltliche Niveau für nur 7.8% der Studierenden zu anspruchsvoll war, fanden immerhin 12.3% die Benotung der Prüfungsleistung zu streng und 19.1% den Arbeitsaufwand zu hoch. Das bedeutet zunächst mal, dass Unterrichts- und Prüfungsniveau aus Sicht der Studierenden nicht gut aufeinander abgestimmt sind. Ob eine solche Situation fair und erstrebenswert ist, kann auf dieser Datenbasis nun diskutiert werden.

Freiwilligkeit der Teilnahme wirkte möglicherweise ergebnisverzerrend

«Natürlich darf man die Ergebnisse methodisch hinterfragen», so Theresa. «Manche Punkte hätte man präziser formulieren können – da hat das Evaluationsteam für das nächste Mal dazugelernt. Zum anderen gibt es das Problem, dass die Stichprobe vermutlich nicht vollkommen zufällig ausgewählt ist.» Weil die Teilnahme an der Umfrage freiwillig war und bewusst auf Anreize wie die Verlosung von iPods oder Pullovern verzichtet wurde, haben vermutlich viele, denen das Kontextstudium nicht so wichtig ist, gar nicht erst teilgenommen. In diesem Sinne muss von einer gewissen Verzerrung der

Ergebnisse ausgegangen werden, da es wahrscheinlich ist, dass die Umfrageteilnehmer im Vergleich zur übrigen Studierendenschaft eine eher extreme Meinung zum Kontextstudium vertreten. Diese methodischen Einschränkungen täuschen jedoch nicht darüber hinweg, dass die Mitglieder des Evaluationsteams einige Aspekte ausmachen konnten, die sie als dringend wahrzunehmende Verbesserungspotenziale beschreiben.

Lösungen müssen nicht teuer sein

Einiger dieser Potenziale könnten dabei mit wenig Aufwand bereits sehr gut genutzt werden: «Es hat sich gezeigt, dass viele der Probleme gelöst werden könnten, wenn die Universität klarer kommunizieren würde, was das Kontextstudium überhaupt soll – und was nicht», so Theresa. Johannes ergänzt: «Wir vermuten, dass ein grosser Teil der negativen Antworten darauf zurückzuführen ist, dass die Betreffenden etwas anderes von ihren Kursen erwartet haben.» Wenn der Nutzen des Kontextstudiums für die HSG beispielsweise nicht primär in der direkten «Verwertbarkeit» der Inhalte liegt, wäre erklärt, warum manche Leute unzufrieden sind, die eben einen derartig konkreten Nutzen in ihrem Philosophiekurs oder der kulturwissenschaftlichen Veranstaltung vermissen. «Da muss die Uni deutlicher Position beziehen. Ich würde sogar sagen, dass sie sich erst einmal intern klar werden muss, welche Rolle das Kontextstudium bei uns tatsächlich einnehmen soll», so Theresa, die nach nun zwei Jahren in SHSG-Ämtern schon mit einigen Dozenten und Verantwortlichen gesprochen hat. «Natürlich geht es dabei auch um Geld. Wenn die Qualität in den einzelnen Kursen steigen soll, muss die Universität mehr Mittel bereitstellen. Nimmt man kontinuierliche Evaluationen ernst, bieten diese die Möglichkeit, schlechte Kurse aus dem Angebot zu streichen.» Andere Probleme kann man aber auch ganz ohne Geld lösen. Zum Beispiel das gemeinsame Verständnis vom Kontextstudium an der HSG verstärken: Dazu gehört nicht nur eine Konkretisierung des Leitbilds in der Aussendarstellung, auf der Homepage oder bei den Vorstellungsveranstaltungen für Neueinsteiger, sondern auch ein intensives Auseinandersetzen der Mitglieder der Universität mit dem Thema Kontextstudium.

Auch müssten sämtliche Dozierende unserer Universität die Idee des ganzheitlichen Ausbildungskonzeptes soweit ver-

innerlichen, dass sie auch bereit sind, sich für diesen Ansatz zu engagieren, etwa mittels Co-Teaching oder anderer didaktischen Neuerungen. Dennoch: Eine kla-

re Kommunikation des Anspruchs des Kontextstudiums bleibt der essentiellste Aspekt bei der Nutzung der vorhandenen Potenziale. Dass sich etwas tun muss, da-

mit die Universität weiterhin auch Vorbild für andere Hochschulen ist, liegt auf der Hand.

Tobias Palm

Stellungnahme der Leitung Kontextstudium (LKX) [von Vincent Kaufmann]

Wir freuen uns sehr, dass sich viele Studierende die Zeit genommen haben, sich an einer Evaluation des Kontextstudiums zu beteiligen. Es würde uns ebenso freuen, diesen Dialog weiterzuführen, zumal für die nächsten Jahre mehrere Verbesserungen vorgesehen sind. Nachdem wir uns bislang auf den Ausbau des Angebots konzentrieren mussten (von 170 Kursen in 2005 auf 350 in 2012), hat ein engerer Bezug zwischen Kontext- und Kernfächern zentrale Priorität. In diesem Sinne haben wir 2011 das Planungsgremium um Vertreter aller Schools erweitert, sodass das Kurs-Programm noch besser abgestimmt werden kann.

Ab 2013 werden auf Bachelorstufe grosse, interdisziplinäre Lehrveranstaltungen angeboten ; auch von dem universitätsweit für 2015 geplanten Übergang von Surface Learning zu Deep Learning (konzentrierter Unterricht in Lernblöcken) erhoffen wir uns eine bessere Integration. Ganz überzeugt werden wohl nie alle Studierenden sein. Jedoch sollte bei der Vielfalt des Gesamtangebots jeder, der etwas Neugierde mitbringt, Kurse finden können, die ihn bezüglich Reflexion und sozialer Kompetenz weiterbringen. Wenn das gelingt, ist das Kontextstudium für alle HSG-AbsolventInnen das Asset, das es sein soll.

Prof-Kolumne:

Mythos Unternehmertum

Mitte der Neunzigerjahre verkündet uns ein ehemaliger Investmentbanker, dass er zum grössten Onlinehändler der Welt aufsteigen wird. Ein weiterer Visionär teilt uns mit, dass er den Konsumenten zeigen werde, welche Produkte ihnen gefallen werden, um danach Schritt für Schritt den PC-Markt, den Musikmarkt und den Handy-Markt zu revolutionieren. Ein Studienabbrecher entwickelt in seiner Studentenbude ein Vergleichsportal für Studierende, das heute die grösste Kommunikationsplattform der Welt darstellt und Millionen von Menschen verbindet. Ein nach eigenen Angaben durch seine Legasthenie veränderter Schriftsteller wird zum Pionier der kommerziellen Raumfahrt. Sind Jeff Bezos von Amazon, Steve Jobs von Apple, Mark Zuckerberg von Facebook und Richard Branson von Virgin Galactic einfach nur Nerds, die als Glücksritter die Welt, in der wir Leben, dramatisch verändern?

Dies zu verstehen und mit den Mythen rund um das scheinbar Magische erfolgreicher Unternehmer aufzuräumen, ist das Ziel der Entrepreneurship-Forschung. Die Realität sieht nämlich anders aus. Die zehn Gebote der unternehmerischen Methode beschreiben die Erfolgsformel der Super-Entrepreneure, die alle anwenden können.

1. Entrepreneurship ist kein Ausnahme-Phänomen, sondern schlummert als unternehmerisches Handlungspotenzial

in uns allen.

2. Nach der unternehmerischen Methode starte ich mit den verfügbaren Mitteln, nicht mit mystischen Zielen oder fiktiven Ideen. Also jetzt; es gibt keinen Grund zu warten!

3. Auf Basis meines Mittelinventars entwickle ich eine Vorstellungskraft über mehrere mögliche Ziele, mein Zielfportfolio.

4. Statt einer Gewinnerwartung, definiere ich einen ertragbaren Verlust, das «Downside Potential» und frage, was ist es mir wert, was bin ich bereit zu verlieren.

5. Ich verheimliche meine Ideen nicht, sondern tausche meine Zielvorstellungen auf Basis meiner Mittel mit anderen aus. Die Geschäftsidee ist das billigste, mein Mittelreservoir das wertvollste im weiteren Prozess.

6. So entsteht Co-Creation mit zusätzlichen Mitteln und neuen Zielvorstellungen der Partner, die mitmachen.

7. Businesspläne reduzieren keine Unsicherheit, verhindern jedoch sicher das Erreichen ungeplanter, aber erwünschter Ziele.

8. Glück gehört zum unternehmerischen Erfolg dazu. Mit der unternehmerischen Methode drehe ich häufiger am Glücksrad.

9. Entrepreneurs are made, not born.

10. Wer die Zukunft unternehmerisch mitgestaltet, muss sie nicht vorhersagen.

Bereit für die eigene unternehmerische Reise?



Zur Person

Dietmar Grichnik

ist Professor für Entrepreneurship am Institut für Technologiemanagement und Leiter des HSG Entrepreneurship Campus. Demnächst erscheint sein Video zum Thema in der HSG-Serie «Little Green Bags».

Zwei Monate in Incredible India

Mithilfe des weltweit aktiven Vereins AIESEC können Studierende in beinahe allen Teilen der Erde Praktika finden und absolvieren. Auch Ceynur Cinar hat diese Gelegenheit ergriffen und verbrachte nach dem Ende der Sommerprüfungen zwei Monate in Hyderabad (Indien).



Jan-Gunther Gosselke
Ressortleiter Campus

Eine prägende Erfahrung muss es gewesen sein, dieser Aufenthalt: Beim Berichten über ihre Erinnerungen ist Ceynur die Freude am vergangenen Sommer förmlich anzusehen. «Eigentlich wollte ich zuerst nach Afrika, um dort ein soziales Praktikum zu machen», beschreibt sie ihre anfänglichen Überlegungen. Im Endeffekt sei ihre Unsicher-

Andiast erhalten.» Entscheidend für ihre Zusage war dabei auch das Firmenprofil: Das Start-Up plante gerade eine Expansion in den Schweizer Online-Versicherungsmarkt. «So konnte ich als Head of Sales and Marketing, freilich in einem Acht-Mann-Unternehmen, bereits viel Verantwortung übernehmen und etwa Produkt-Präsentationen für CEOs gros-

der Schweiz kennen, in Indien eine völlig andere Reichweite hat.

Doch nicht nur die Arbeit selbst machte Ceynur eine Menge Spass: Sie war in einer WG mit acht weiteren AIESEC-Praktikanten aus allen Teilen der Welt untergebracht. «Dadurch habe ich nicht nur Einblicke in die indische, sondern zum Beispiel auch in die brasilianische oder afrikanische Kultur erhalten!», berichtet sie begeistert über diese Erfahrung. Völlig verschiedene Persönlichkeiten an BBQ-Nächten auf der WG-Terrasse kennenlernen, eindrucksvolle Gespräche mit Einheimischen, etwa mit Rikscha-Fahrern (kleine Taxis) führen, sich täglich erneut von merkwürdigen Lebensarten wie Essensstile in Indien beeindrucken lassen ... Vor allem sei sie von den Menschen beeindruckt gewesen: «Sehr gut kam ich mit meinem Chef zurecht, der sich in einer IT-Stadt wie Hyderabad, in der Arm und Reich sehr weit auseinander klaffen, für Waisenkinder engagierte.»

Gerade deswegen würde sie ein solches Praktikum jederzeit wieder machen. Die Vorteile einer von AIESEC vermittelten Arbeitsstelle aus ihrer Sicht: «Ich erhielt neben dem Zugriff auf die Praktika-Datenbank auch Unterstützung beim Visum und bei der Unterkunft. Die unvergessliche Erfahrung lohnt aus meiner Sicht die Kosten von 150 Franken für den Zugriff auf die Datenbank und eine von der Dauer des Praktikums abhängige weitere Gebühr in jedem Fall», so die selbst bei AIESEC engagierte Studentin, die mittlerweile ihr 7. Semester an der HSG absolviert.



Privates Foto

Ceynur Cinar in Indien

heit doch zu gross gewesen, sodass sie sich für ein betriebliches Praktikum in Indien entschieden hat. «Dann ging alles recht einfach: Nachdem ich die Datenbank von AIESEC durchsucht hatte, habe ich innerhalb von wenigen Wochen nach einem Skype-Interview unter anderem eine Zusage von einem Start-Up namens

ser Versicherungen halten.» Das aus ihrer Sicht besonders Lehrreiche an ihrem Praktikum: In keinem Grossunternehmen könne man so viel direkte Erfahrung sammeln wie bei einem Start-Up. Zudem hat nun der Begriff «fremde Arbeitskulturen» für sie definitiv eine Bedeutung, zumal Perfektionismus, wie wir ihn in

The Little Green Bag for YOU – Nachhaltig fit für das wissenschaftliche Schreiben

Zum Herbstsemester 2013 reformiert sich auch die LwA. Neben der Einführung eines englischsprachigen Zuges fokussiert die Veranstaltung künftig auf eine Kompetenz, die an vielen anglo-amerikanischen Universitäten ganz selbstverständlich gefördert wird: das wissenschaftliche Schreiben.

Wer sich im wissenschaftlichen Umfeld bewegt, braucht Ideen, Sachverstand und einen klaren Kopf, denn an der Universität werden häufig schwierige Sachverhalte und komplexe Zusammenhänge behandelt. Um sie zu verstehen und sorgfältig zu durchdenken, hilft es, sie in schriftlicher Form vor sich zu haben. Aber es geht nicht nur darum, Texte zu lesen und Inhalte zu lernen, sondern auch, eigene Projekte zu entwerfen, sie zu erklären und andere zu überzeugen. Es müssen Antworten auf Klausurfragen verfasst und Seminararbeiten geschrieben werden. In all diesen Situationen helfen präzise Formulierungen, schlüssige Argumente und eine kohärente Gedankenführung. Schliesslich sollen die anderen ja verstehen, was man zu sagen hat. Und das können sie umso besser, je eher man den Regeln und Gewohnheiten folgt, die sich für das Schreiben im wissenschaftlichen Kontext entwickelt haben.

Diese zu ergreifen, zu «entzaubern» und erlernbar zu machen, ist Ziel des Kurses «Einführung in das wissenschaftliche Schreiben» beziehungsweise «Introduction to Academic Writing». Im Mittelpunkt stehen die für das Schreiben notwendigen Kompetenzen; sie sollen anhand des konkreten Projekts einer ersten wissenschaftlichen Arbeit erlernt werden. Am Ende des Breaks ist also nach wie vor eine Seminararbeit einzureichen. Im Sinne einer Qualitätssteigerung konzentriert sich der Kurs aber ganz auf die Betreuung dieser Seminararbeit und ein intensives Coa-



Eleni Spiroudis, Sabine Seufert, Christel Brüggencrock und Anya Nikoulina

ching der Studierenden. Kompetenzen wie das Finden einer Forschungsfrage, das Schreiben eines Exzerpts oder die begründete Stellungnahme zu einer Forschungsthese gestalten den eng begleiteten Lernprozess, es finden also tatsächlich «Übungen» statt. Diese Fokussierung auf das Schreiben bringt eine Reduzierung auf nurmehr zwei Vorlesungen mit sich sowie den Wegfall der wissenschaftstheoretischen und anderer Inhalte wie auch der mündlichen Prüfung.

Weitere Neuerungen sind in Arbeit. Das Team um die Institutsdirektorin des IWP, Sabine Seufert, hat sich im August 2012 formiert. Mit dabei sind die langjährige Koordinatorin der LwA Christel Brüggencrock sowie Anya Nikoulina, die den englischsprachigen Part managt und die derzeitige LwA-Koordinatorin Eleni Spiroudis. Wir wünschen uns allen gute Ideen, Sachverstand und einen klaren Kopf!

*Christel Brüggencrock und
Anya Nikoulina*

Management in Europe – Ein Kurs auch für Europäer

Im Rahmen des Kurses «Management in Europe» besuchen jedes Jahr 25 Studierende aus Singapur für vier Wochen die HSG. Doch damit nicht genug: Zwecks interkulturellem Austausch können auch HSGler auf den Kurs bidden.

Der Singapore Asia Term ist wohl den meisten Bachelorstudierenden bekannt. Im fünften Semester können ausgewählte Bachelorstudierende der HSG an der Singapore Management University (SMU) studieren und sich dabei sicher sein, dass alle Pflichtkurse angerechnet werden. Weit unbekannter ist jedoch das komplementäre Angebot der HSG: Im Gegenzug bietet diese im Rahmen des Programms «Management in Europe» jedes Jahr im Mai 25 Studierenden der SMU die Möglichkeit, vier Wochen in St. Gallen zu verbringen. Wie Programmleiter Thierry Volery erklärt, lernen sie während dieser Zeit die Grundlagen verschiedener, für Europa spezifischer Themenbereiche wie Banking and Finance in Switzerland, Service Management, Entrepreneurship und die Rahmenbedingungen für eine Geschäftstätigkeit in der Schweiz und der EU kennen. Doch nicht nur den Studierenden der SMU ist die Teilnahme an diesem Kurs vorbehalten: Auch etwa fünf bis zehn Bachelorstudierende der HSG können daran partizipieren.

«Experimental Learning» sorgt für Praxisbezug

Ihnen allen vermittelt «Management in Europe» die einzigartige Chance, mit Studierenden der SMU und anderen Gaststudierenden intensive vier Wochen zu erleben. Ein besonders wichtiger Aspekt des Programms sei dabei das Konzept des «Experimental Learning», so Volery: Das im Hörsaal auf Englisch vermittelte Wissen wird bei Firmenbesuchen und anderen Exkursionen wie zum

Beispiel einem Besuch der UNO in Genf, praktisch angewendet und dabei vertieft. «Anlässlich der Firmenbesuche werden sich sicherlich Gelegenheiten ergeben, mit den Praktikern vor Ort anregende Gespräche zu führen», versichert Volery. Die Relevanz, die der Programmleiter diesem Aspekt beimisst, zeigt sich bereits am Wochenprogramm: Schon hier sind allein vier Firmenbesuche aufgeführt. Doch auch an der Universität werden die regulären Dozenten von hochkarätigen Gästen zwecks Vermittlung von Praxis-eindrücken ergänzt.

Abseits der Theorie

Doch neben all den theoretischen und praktischen Erkenntnissen, die die Teilnehmer erhalten, bieten sich auch zahlreiche Gelegenheiten, die Gaststudierenden kennenzulernen und Freund-

um den Singaporen unsere Kultur näher zu bringen. Hinzu kommen gemeinsame Abendessen, die das Öftern das intensive Tagesprogramm abrunden. Während dieser Zeit leben die Gäste dabei in einer eigenen WG, die Teilnehmer der HSG müssen also keine Schlafplätze für ihre Gäste bereitstellen. Nichtsdestotrotz wird es sehr begrüsst, wenn beide Gruppen zusätzlich zu den von der Universität vorgesehenen Tätigkeiten gemeinsame Aktivitäten planen und durchführen. Laut Volery sei daher bei der Planung des Programmes auch aktiv darauf geachtet worden, die entsprechenden Rahmenbedingungen für einen selbstständigen interkulturellen Austausch zu schaffen.

Bewerbung über das Bidding-Verfahren

Dem ein oder anderen Leser mag sich schliesslich bei all den genannten Zuckerstücken die Frage gestellt haben, ob es vielleicht spezielle Zulassungsbedingungen für diesen Kurs zu beachten gibt. Dem ist nicht so: Der Kurs steht via Biddingverfahren jedem Major offen und alle zugeteilten Studierenden müssen einen Anteil der Exkursionskosten von 500 Franken tragen. Abgesehen davon stellen Leistungsbereitschaft, eine offene Einstellung gegenüber fremden Kulturen sowie Interesse an den behandelten Themen und der praktischen Anwendung theoretischer Konzepte die einzigen Voraussetzungen zur Teilnahme dar, so Thierry Volery.



Letztjährige Kursteilnehmer vor dem WTO-Gebäude in Genf

schaften zu knüpfen. So stehen insbesondere diverse Exkursionen in verschiedene Teile der Schweiz, etwa nach Luzern oder zum Chateau Chillon, auf dem Programm,

Fenja Persello

Kunst an der HSG: Ein Nachschlag

Bereits in der letzten Ausgabe berichtete prisma über drei neue Kunstwerke im Hauptgebäude und der Turnhalle. Doch das sind nicht die einzigen Neuerungen: Auch im Weiterbildungszentrum gibt es für Besucher etwas zu sehen, wenigstens für die Aufmerksamen unter ihnen.



Jan-Gunther Gosselke
Ressortleiter Campus

Etwas abgelegen ist zumindest eines der beiden Werke, Félix de la Conchas «Panorama», das sich an der unteren Front des Hans-Ullrich-Saals befindet: Während man architekturbedingt beim Betreten des Gebäudes geradeaus zu den Eingangstüren des eigentlichen Saals geführt wird, muss man sich zur Begutachtung dieses Bildes scharf nach links wenden. Das ist schade, doch für die Sinnentfaltung des Bildes unabdingbar.

Eine Darstellung der eigenen Umgebung

Denn das Gemälde, das wie der Name schon sagt eine Rundumsicht darstellt, zeigt nicht irgendein Panorama: Sich in die lange Tradition der mit ihrer Umgebung interagierenden Kunstwerke der HSG einreihend ist auf ihm genau seine eigene Umwelt dargestellt, so dass man beim Blick auf das Bild das Tal nach Engelburg, das Hauptgebäude des Weiterbildungszentrums und auch ein anderes Kunstwerk zur Betrachtung vorgelegt bekommt – und sich umdreht, wo man genau dasselbe noch einmal sieht.

Kein gewöhnliches Panorama

Dem gewieften Leser mag sich an dieser Stelle indes eine Frage auf tun: Wenn das Gemälde an einer Wand hängt, wie kann es dann eine 360°-Sicht um sich selbst darstellen? Hier liegt der eigentliche Clou des auch schon allein von der Maltechnik her sehr schön anzusehenden Werkes: Während der Erstellung blieb Künstler de la Concha nicht an einem Ort, sondern bewegte sich in einer nach innen laufenden Spirale, sodass auch «Panorama» keine Kreis-, sondern

eine Spiralansicht ist – und im letzten Bild sich selbst zeigt.

Gewaltige Projektionen von Tieren

Bei der zweiten Neuheit, dem von der St. Galler Künstlerin Elisabeth Nemrini geschaffenen «Milky Way», handelt es sich indes um eine vergleichsweise innovative Darstellungsform: Das aus gekratzten Glasplatten vor einem Hellraum-

das Kunstwerk zumindest bei der ersten Betrachtung eine sehr erschlagende Wirkung. Erst mit der Zeit werden die Feinheiten des Bildes, etwa das an der Decke angebrachte Gitter, das wie ein Käfig für den Vogel erscheint, ersichtlich.

Grosses Interesse der Studierenden am Video

Im Gespräch mit Yvette Sánchez, welches die Betrachtung der Kunstwerke vorbereitete, ergaben sich indes auch noch weitere Aspekte: So stelle sie entgegen der vorherigen Einschätzung des Autors bei jedem Vorübergehen an Roman Signers Video-Kunstwerken (vgl. letzte Ausgabe von prisma) ein enormes Interesse der Studierenden fest, viel stärker als etwa beim imposanteren Gemälde von Gerhard Richter. «Ich mache das an der Affinität insbesondere junger Leute für bewegte Bilder fest. Und klar: Wenn ich in meinem Augenwinkel eine

Bewegung wahrnehme, dann sehe ich schon mal eher hin. Und wenn ich dann nicht auf den ersten Blick feststellen kann, worum es geht, ist meine Neugier geweckt und ich bleibe stehen.»

Zusammen mit den anderen Mitgliedern der Kunstkommission setzt sich Sánchez daher auch weiter dafür ein, gerade auch die Werke junger Künstler mit anderen Herangehensweisen, etwa wie bei Milky Way, für die HSG zu gewinnen.



Künstler de la Concha bei der Arbeit

projektor bestehende Werk zeigt Projektionen von Tieren, wobei die Motive (ein Wellensittich, ein Hund und ein Fuchs) in regelmässigen Abständen gegeneinander ausgetauscht werden. Dieses ebenfalls im Hans-Ullrich-Saal ausgestellte Kunstwerk ist indes prominenter platziert: Am Abgang zu den Toiletten dürfte etwa der gewaltige Spatz durchaus den ein oder anderen Besucher mit menschlichem Bedürfnis erschrecken. Denn vor allem aufgrund seiner Grösse erzeugt

Unumkehrbar auf dem Weg ins Chaos

Patriarch Beverly begeht Selbstmord – und lässt eine Familie zurück, die zerrütteter nicht sein könnte: Eine pillensüchtige Mutter, drei in sich zerstrittene Töchter und eine Tante, die vor allem ihren unfähigen Sohn schilt. Das ist «Eine Familie», die neueste Aufführung des Studententheaters.



Jan-Gunther Gosselke
Ressortleiter Campus

Nach dem Tod von Familienoberhaupt Beverly passiert etwas, das ihm zu Lebzeiten sicherlich ungewöhnlich vorgekommen wäre: Seine seit Jahren getrennt voneinander lebende Familie kommt endlich wieder zu einem gemeinsamen Treffen zusammen, sei es auch aus einem so traurigen Anlass. Und scheinbar geht es den meisten wunderbar: Die karriereorientierte Barbara reist mit ihrem Ehemann Bill aus dem fernen Colorado an und scheint von Erfolg geradezu über-

pillensüchtige Mutter Violet, die mithilfe ihres Spürsinnes den Finger genüsslich in jede erdenkliche Wunde ihrer Töchter legt. Denn Leichen im Keller haben sie alle: Zwischen Barbara und Bill kriselt es hinter der schicken Fassade schon länger, bei Ivy beginnt sich eine unaufhaltsame Liebes-Tragödie zu entwickeln und auch Caren muss feststellen, dass im Falle von Steven nicht alles Gold ist, was glänzt. Und so merkt der aufmerksame Zuschauer bereits früh, dass es allen reichhaltig vor-

handenen Angriffen auf das Zwerchfell und den Aufheiterungsversuchen des Schwagers zum Trotz nur ein Szenario gibt, in dem eine (solche) Zusammenkunft enden kann: In einer Katastrophe.

Indes liegt gerade in dieser Ambiguität des Stücks seine

einmal, um was für ein ernstes Problem es sich handelt: Eine akute Sucht nach Tabletten gepaart mit einem unwahrscheinlich tiefen (Selbst-)hass. In solchen Momenten zeigt der für das Stück mit dem Pulitzer-Preis gekrönte Autor Tracy Letts das ganze Spektrum seiner Fähigkeiten. Denn kaum hat sich die Familienversammlung kurzzeitig aufgelöst, lässt er Violet von der vorigen Manie in eine tiefe Depression fallen – und erregt damit auch beim Zuschauer eine Gänsehaut. Die Einzige, die ihr in Teilen des Stücks überhaupt ein wenig zur Seite steht, ist Tochter Barbara. Aber auch ihr wird es schliesslich zu bunt und sie beschliesst, das Ruder in die Hand zu nehmen: Die Mutter wird nach einer Hausdurchsuchung auf Entzug gesetzt und zwischen den Schwestern beginnen erste Versöhnungsversuche. Doch schnell muss Barbara feststellen: Ihre Familie ist bereits unumkehrbar auf den Pfad des Wahnsinns geraten und es geht nur noch darum, sich selbst so gut wie möglich aus der Sache herauszuhalten. Denn was am Ende bleibt, ist eine gewaltige Katastrophe – und man beginnt, bei allem Mitleid mit den Charakteren, zu verstehen, warum Vater Beverly diesem Leben entfliehen wollte.

«Eine Familie»

Aufführungen am 10., 11. und 12. Dezember.

Karten können an der HSG oder online unter www.studententheater.ch (<http://www.studententheater.ch>) bestellt werden.



Eine Szene aus dem Theaterstück

schüttet zu sein; auch ihre Schwester, die etwas naive Caren, hat mit Steve endlich jemanden gefunden, der ihre kühnsten Vorstellungen übertrifft. Und selbst Mauereblümchen Ivy, immer noch in ihrer Heimatstadt lebend, lässt hervorblicken, dass das Glück der Liebe sie getroffen hat.

Also Friede, Freude, Eierkuchen? Man könnte es denken, wäre da nicht die

grösste Stärke: Wenn Violet beginnt, mithilfe ihrer Stimme, einem einzigartigen Mix aus Highness, Selbstgefälligkeit und Verachtung, darüber herzu ziehen, wie ihre Tochter Ivy doch nie einen Mann finden wird; wenn sie die Zerwürfnisse zwischen Barbara und Bill vor versammelter Trauergemeinde aufdeckt und sich dabei köstlich amüsiert, dann bleibt kein Auge trocken und der Zuschauer vergisst schon

«Still proud to be a banker»

Grosser Besuch in der Aula der HSG: Am 21. November erzählte UBS-Chef Sergio Ermotti auf Einladung des Tessinervereins SGOC über sein Leben als CEO der grössten Schweizer Bank und wie es dazu gekommen ist.

Nachdem alle die Eingangskontrolle durchlaufen haben, warten 270 Studierende gespannt, bis Sergio Ermotti durch einen Hintereingang in der Aula auftaucht. «Wir sind stolz, dass wir einen so hochkarätigen Tessiner zu uns holen konnten», erklärt Stefano Robbiani vom Vorstand des SGOC. «Immerhin ist es das erste Mal, dass sich Sergio Ermotti als CEO in einem solchen Rahmen mit Studierenden trifft».



Sergio Ermotti zu Gast beim Tessinerverein

In seiner Rede spricht Sergio Ermotti über die Herausforderungen, die das regulatorische und makroökonomische Umfeld zur Zeit an die Finanzindustrie stellt. Gleichzeitig betont er im Hinblick auf die 150-jährige Geschichte seiner Bank, dass es Krisen in der Vergangenheit immer gegeben hat, und dass es der UBS stets gelungen ist, diese zu meistern.

In der anschliessenden Gesprächsrunde erfährt das Publikum, dass Ermotti als 16-jähriger Banklehrling dachte, er würde einfach seine drei Jahre absitzen und danach etwas Spannenderes tun. Dann aber habe das Banking ihn gepackt. «Wissen Sie, alles was auf der Welt geschieht, hat einen Einfluss auf unser Geschäft. Darum gefällt mir meine Arbeit so sehr». Und er hängt gleich noch einen guten Rat an:

«Versuchen Sie, immer das zu tun, was sie lieben. Leidenschaft bringt Sie als Person weiter und macht Sie für Arbeitgeber attraktiv.» In der Vergangenheit seien in der Finanzindustrie viele Leute angestellt worden, die hauptsächlich auf das schnelle Geld und Prestige aus waren. «Wir haben ja gesehen, wohin uns das geführt hat.»

Auf eine Frage aus dem Publikum erklärt er, die Zukunft werde eine Rückkehr zu klassischeren Geschäftsmodellen bringen. «Das Investment Banking ist nicht tot, es bleibt eine wichtige Komponente unseres Geschäfts. Aber um erfolgreich zu bleiben, muss die Komplexität reduziert werden, was – wie Sie sicher gehört haben – leider auch Entlassungen beinhaltet. Doch unsere Strategie macht uns bereit für die Zukunft. Dazu gehört auch der Nachwuchs. Wir werden also nicht aufhören, in junge Talente zu investieren.» Puh, da haben wir ja nochmals Glück gehabt ...

Fiona Hostettler

Drei Fragen an Sergio Ermotti

Nach dem Event hatte prisma die Gelegenheit, direkt mit Sergio Ermotti zu sprechen.

Herr Ermotti, die HSG-Studierenden haben gerade vieles über UBS erfahren. Was wissen Sie über unsere Uni?

Es ist sicher eine sehr gute Universität, die viele Topleute hervorbringt. Ich kenne die Statistiken nicht, aber man begegnet häufig Alumni der HSG in wichtigen Positionen. Ausserdem finde ich es bemerkenswert, dass eine so angesehene Universität in einer kleinen Stadt wie St. Gallen angesiedelt ist.

Eine Frage, die sicher viele HSGler interessiert: Wie wird man CEO einer Grossbank?

Ich muss dazu sagen, dass ich nicht mit dem Gedanken in meine Karriere gestartet bin, eines Tages CEO zu werden. Das ist wichtig. Man darf sich selbst nicht zu ernst nehmen, sonst versteift man sich – und wenn man scheitert, ist die Frustration umso grösser. Achten Sie darauf, dass auch Spass und Erholung ihren Platz haben. Und seien Sie mit Leidenschaft bei der Sache. Das garantiert zwar den Erfolg noch nicht, ist aber eine wichtige Voraussetzung.

Was hat UBS jungen Absolventen zu bieten, die ins Berufsleben starten?

Wir können Berufseinsteigern vieles bieten, zählen aber auch auf den persönlichen Einsatz jedes Einzelnen. UBS schafft ein Umfeld, in dem Absolventen gute Leistungen erbringen, ihre Fähigkeiten einsetzen, diese erweitern und schliesslich aufsteigen können. Übrigens trifft man in der Schweiz immer wieder Kaderleute verschiedenster Branchen, die irgendwann mal bei der UBS gearbeitet haben. Sie können den Einstieg bei uns also auch als Sprungbrett sehen, um andere Träume zu verfolgen.



Thema

- 30 Inklusion heisst, es gibt kein «Anders»
- 34 «Ich habe schon als Kind gewusst, ich bin anders ...»
- 37 Es weihnachtet anders ...
- 40 «Ich heisse Anders» – «Cool, ich heisse auch anders»



Inklusion heisst, es gibt kein «Anders»

Integration war gestern. Inklusion heisst das Wort der Stunde, wenn es um das grenzenlose Zusammenleben geht. Was versteht man darunter und wie wird Inklusion umgesetzt?

Wenn Politiker dieses Wort in den Mund nehmen, schwingt immer ein bisschen die Hoffnung auf eine bessere Welt mit. Inklusion – das klingt nach Gleichheit, Gemeinschaft und Grenzenlosigkeit. Oft wird dabei vergessen, eine wirklich präzise Definition davon zu geben, zu erklären, was denn wirklich damit gemeint ist. Vielen ist beispielsweise der Unterschied zur Integration wohl nicht wirklich klar. Allgemein gesprochen geht es bei Inklusion darum, die gesellschaftliche Heterogenität als Chance wahrzunehmen, Einzelne, aber nicht nach Kriterien wie ihrer Leistungsfähigkeit, ihrem Alter, ihrem Geschlecht, ihrer Nationalität oder ihrer Sexualität in Gruppen einzuteilen und dadurch voneinander abzugrenzen. Alle sollen vom Austausch untereinander profitieren, unterschiedliche Begabungen werden nicht mehr als schwer vereinbar, sondern als bereichernd wahrgenommen. Damit geht das Konzept der Inklusion einen Schritt weiter als der Ansatz der Integration, bei dem das Ziel zwar auch ist, Ausgrenzungen zu überwinden, zunächst aber schon die Unterscheidung anhand der oben genannten Kriterien gemacht wird. Das heisst konkret: es gibt die «Normalen» und die «Anderen», dann wird versucht, die «Anderen» trotzdem miteinzubeziehen und eine generelle Akzeptanz ihnen gegenüber herzustellen. Nach der Logik der Inklusion ist das gar nicht nötig, denn danach ist jeder – und deshalb niemand – «Anders».

Bedeutsam ist der Begriff vor allem in der Debatte um den richtigen Umgang mit Behinderten. Dieser hat in den Neunzigerjahren eine regelrechte Inflation erfahren. Es setzte sich die Meinung durch, dass vor allem im schulischen



**Inklusion heisst:
Schmetterlinge im Bauch.**

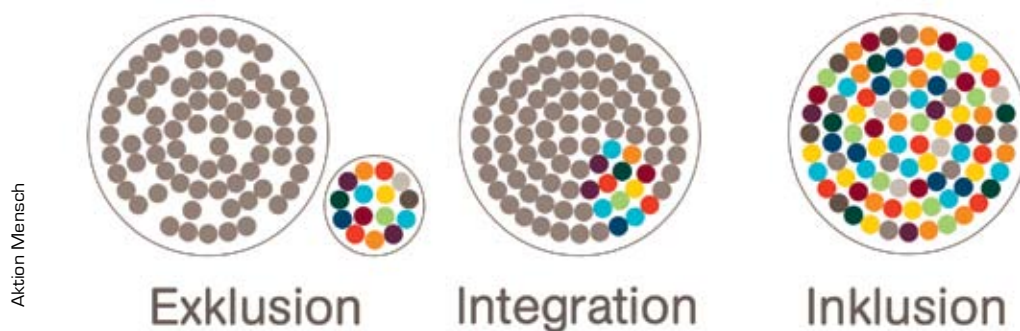
Alle Menschen sollen gleichberechtigt am Leben teilnehmen – mit oder ohne Behinderung.
Damit gemeinsames Lernen selbstverständlich wird.
www.aktion-mensch.de

**Aktion
MENSCH**

Exklusion Integration Inklusion

DAS WIR GEWINNT

Die Kampagne der Aktion Mensch verdeutlicht, um was es bei Inklusion geht.



Bereich ein dauerhaft getrennter Unterricht nicht erstrebenswert sei. Eine rechtliche Grundlage wurde aber erst 2006 geschaffen, als die Vereinten Nationen die «Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen» verabschiedeten. Darin werden zahlreiche Bestimmungen gemacht, die das Leben behinderter Menschen betreffen und letztlich zur Aufhebung von Diskriminierung und Benachteiligung führen sollen. Die Rechte Behinderter waren zwar zuvor schon oft betont worden, entscheidend ist aber, dass sie durch die spezifischen Regelungen einen konkreteren Charakter erhalten haben. Ein weiterer wichtiger Pfeiler der Konvention ist die Forderung nach Barrierefreiheit – die uneingeschränkte Teilnahme am öffentlichen Leben muss demnach gewährleistet werden; Inklusion eben.

2008 trat der Rechtsakt schliesslich in Kraft, unterzeichnet wurde er seitdem von 154 Staaten, 124 von ihnen haben ihn ratifiziert, sich also verpflichtet, die Bestimmungen in nationales Recht umzuwandeln. Die Schweiz hat beides noch nicht getan. Das mag ein Grund sein, warum über Inklusion hierzulande noch relativ wenig gesprochen wird. Während in anderen Ländern wie Deutschland die Bestimmungen mittlerweile umgesetzt werden und die Bevölkerung mit aufwendigen Kampagnen und Werbespots für das Thema sensibilisiert wird, ist die mediale Aufmerksamkeit hier (noch) gering.

Doppelstrategie der Stadt St. Gallen

Das heisst aber nicht, dass Inklusion nicht trotzdem stattfindet: Auch in der Schweiz werden verstärkt Bildungsprojekte auf den Weg gebracht, die einen ge-

meinsamen Unterricht für alle ermöglichen sollen. Die Stadt St. Gallen fährt da eine Doppelstrategie: in dem in diesem Jahr vorgestellten Sonderpädagogikkonzept wird sowohl auf Formen des gemeinsamen als auch des getrennten Lernens eingegangen. Es soll also auch in Zukunft Sonderschulen geben, daneben werden aber in Regelschulen Kinder mit und ohne Behinderungen zusammen unterrichtet. Segregation und Inklusion – das scheint nicht wirklich zusammenzupassen. Einige Juristen vertreten sogar die Auffassung, dass «exklusiver» Unterricht der UN-Konvention zufolge eine Verletzung der Rechte Behinderter darstellt und damit illegal würde. Denn darin steht ausdrücklich, dass die Vertragsstaaten sicherstellen müssen, dass «Menschen mit Behinderungen gleichberechtigt mit anderen [...] Zugang zu einem inklusiven [...] Unterricht an Grundschulen und weiterführenden Schulen haben». Nicht immer wird dieses Recht damit begründet, dass dadurch die Gleichberechtigung vorangebracht wird oder dass das inklusive Lernen ein Gewinn für alle sei. Teilweise wird auch schlicht der wirtschaftliche Nutzen hervorgehoben. Laut Schätzung der Weltgesundheitsorganisation haben zehn Prozent der Weltbevölkerung eine Behinderung, Tendenz steigend. Damit stellen Menschen mit Behinderung eine grosse Minderheit auf unserem Planeten dar. Gleichzeitig ist für sie die Gefahr, arbeitslos zu werden, doppelt so hoch wie für Menschen ohne Behinderung. Deshalb wird argumentiert, dass wir es uns in Zukunft als Gesellschaft einfach nicht mehr leisten werden können, so viele potentielle Arbeitskräfte nicht zu beschäftigen. Inklusion, beginnend in der Schule, wird als beste Möglichkeit angesehen,

später auch eine erfolgreiche Integration auf dem Arbeitsmarkt zu gewährleisten.

Doch nicht alle beurteilen die Perspektiven inklusiven Unterrichts derart positiv. Eine häufig geäusserte Befürchtung lautet, dass die Gleichstellung auf Kosten der Kinder ohne Behinderung geht, die in inklusiven Klassen weniger Aufmerksamkeit bekämen und auf deren Bedürfnisse kaum noch eingegangen würde. Während sich diese Vermutung in den letzten Jahren nicht bestätigte – so erzielten Schüler inklusiver Klassen in vergleichenden Tests sogar tendenziell bessere Ergebnisse –, zeigte sich in der Praxis ein anderes Problem: Kinder mit Behinderungen werden oft nicht in die Spiele miteinbezogen, generell finden sie langsamer Anschluss unter Gleichaltrigen. Auch wenn in inklusiven Gruppen theoretisch nicht mehr zwischen «normal» und «anders» differenziert wird – die Kinder scheinen diese Unterscheidung dennoch vorzunehmen.

Eine aktuelle Kampagne der deutschen Sozialorganisation «Aktion Mensch» zeigt eindrücklich, dass Inklusion mehr sein muss als die formelle Gleichstellung aller. Auf einem der Bilder sind zwei Jugendliche zu sehen, ein Junge und ein Mädchen. Die Szene erinnerte an eine romantische Highschool-Komödie, sässe der Junge nicht im Rollstuhl. Darüber steht: «Inklusion heisst Schmetterlinge im Bauch». Auch wenn das vielleicht ein bisschen einfach klingt, genau darum geht es wohl. Es reicht nicht, respekt- und verständnisvoll zu sein. Erst wenn die Behinderung nebensächlich wird, dann gelingt Inklusion.

Friederike Altgelt





«Ich habe schon als Kind gewusst, ich bin anders ...»

Lara fällt am Hauptbahnhof in Zürich nicht auf. Auf ihrer Nase sitzt eine dünne Brille, sie hat lange, braune Haare und trägt eine blaue Fliessjacke. Sie ist eine ganz gewöhnliche Frau. Was man ihr nicht ansieht: Lara war früher Lars. *prisma spricht mit ihr über ihre Entscheidung, eine Frau zu sein.



Dominik Mayer
Online-Chefredaktor

Im August 2009 ist bei ihr der Knoten geplatzt. Von da an ging es einfach nicht mehr weiter, erzählt uns Lara. In einer Nacht entschloss sie sich, dass sie von nun an als Frau leben will. Damals war sie 22 Jahre alt.

«Ich habe schon als Kind gewusst, ich bin anders» sagt sie uns. Mit 17 Jahren hat sie das erste Mal im Internet Transsexualität gegoogelt. Bei ihrer Suche landete sie auf einer Homepage, die sich mit dem Thema befasste; der Text, den sie dort las traf eins zu eins auf sie zu. Doch sie lebte ihr altes Leben noch weiter. Erst Jahre später, in jenem August, entschloss sie sich, endgültig ihren Wunsch auszuleben.

Als der Entschluss gefasst war, wandte sie sich an ihren Hausarzt. An eine professionelle Stelle sollte er sie weiterleiten. Schon einmal hatte sie ihm angedeutet, dass dieser Wunsch in ihr ist. Er half ihr bereitwillig und leitete sie an die Universität Zürich weiter. Dort gibt es extra eine Beratungsstelle für «Störung der Geschlechtsidentität/Transsexualität». In Zürich wurde dann abgeklärt, ob es sich nur um eine «Phase» handelte, oder es tatsächlich langfristig vertretbar war, ihr bei der Ge-

schlechtsumwandlung zu helfen. Das ist wichtig, denn die Behandlung ist nicht



reversibel. Die Abklärungen bestanden aus vielen Gesprächen, aber auch aus Alltagstests. «Ganz ehrlich, das war nicht angenehm», erinnert Lara sich. Einmal sollte sie komplett als Frau bekleidet das

Haus verlassen. Anfangs fiel ihr das sehr schwer. Besonders ihr starker Bartwuchs war ein Problem. Mittlerweile ist er nicht mehr zu sehen; eine Lasertherapie hat ihn entfernt. Damals, als sie noch Lars war, war der Bart eine Art Schutzschild, erzählt sie uns. Damals hat er sie nicht gestört, im Gegenteil. Er war etwas Männliches, damit konnte sie eine Maskerade aufrechterhalten. Ihre Freunde können sich gut daran erinnern. Oft hat sie mit ihrem Bart experimentiert, Neues ausprobiert, ja gespielt. Mit dem Bart wird man «so wahrgenommen, wie man von der Gesellschaft hätte wahrgenommen werden sollen», teilt sie uns mit. Das war dann irgendwie richtig. Es gab noch mehrere dieser Schutzmechanismen. Ständig beobachtete sie ihre Bewegungen. Wenn ihr etwas weiblich erschien, veränderte sie es, damit sie maskuliner wirkte. Körpersprache ist auch Teil der Behandlung in Zürich. In der Logopädie, eigentlich Sprachtherapie, werden typische männliche und weibliche Bewegungsmuster erklärt. Während der Mann hektisch ist, gestikuliert und mit den Fingern auf Sachen zeigt, bleibt die Frau eher bei sich, erklärt uns Lara. Früher war ihr das nicht bewusst;

sie hatte lediglich ein Gefühl dafür, was weiblich, und damit unangebracht, war. Sobald sie als Frau lebte, waren diese Schutzmechanismen jedoch nicht mehr notwendig, sogar eher störend.

Es gibt theoretische Kriterien in der «Internationalen statistischen Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme (ICD)-10», einem weltweit anerkannten Diagnoseklassifikationssystem, die Transsexualität definieren. Trotzdem hatte sie nie das Gefühl, jemand etwas beweisen zu müssen. Nach ein bis einhalb Jahren Beratung konnte Lara mit einer Hormontherapie beginnen.

Man könnte meinen, dass das eine Zeit war, in der sie unsicher war, gezweifelt hat. Doch dem war nicht so. Nach ihrem Entschluss, zum Arzt zu gehen, war vieles harmonischer. Davor gab es in ihrem Leben viele Probleme. Oft war sie krank, fühlte sich unwohl, hat ständig ihren Arbeitsort gewechselt. Seitdem sie sich «geoutet» hat, wurden ihre Probleme weniger.

Ein Brief an die Nachbarn

Lara entschied sich allein, Frau zu werden. Anfangs erzählte sie es nur ihren Eltern und der nahen Familie, dann folgten die besten Freunde. Es waren genau sechs Leute. Doch mit der Zeit kamen immer mehr dazu. «Die meisten können es eben doch nicht geheim halten» lacht sie. Es war schwierig, den Freunden zu erzählen, dass Lars von nun an Lara sein wollte. Sie fürchtete sich, ihre Freunde zu verlieren. Ihr bester Freund, Viktor*, hat es jedoch selbst herausgefunden. Er wusste damals, irgendwas stimmt mit Lars nicht. Oft wirkte er abwesend, in sich gekehrt. «Dann bohrst du halt nach», grinst Viktor «auf einmal kommt dann ich hab das Gefühl, ich bin im falschen Körper». Da ist man natürlich erst mal baff.» So etwas hatte er nicht erwartet. «Du denkst dir, so was würde man ja eigentlich merken. Ist aber nicht so. Dann hab ich mal gesagt: okay.» Dann begannen die Fragen an Lara, doch gestört hat es Viktor nicht. Dadurch, dass es ein Freund bereits wusste, war es für Lara einfacher,

es den anderen zu erzählen. Sie war bei dem Gespräch nicht allein. Viktor gab ihr Halt. Die Sorgen waren jedoch unbegründet. Auch die Freunde haben ihre Transsexualität locker aufgenommen. Es gab jedoch gewisse Auflagen; «dort bin ich zu wenig kämpferisch gewesen», meint Lara lachend. Die Freunde würden sie nur Lara nennen, wenn sie es überall durften. Das war aber nicht möglich, wegen ihrer Arbeitsstelle.

An ihrem 25. Geburtstag erzählte sie es schliesslich allen. Mit unvorhergesehenen Ergebnissen. Allen Verwandten und Nachbarn sandte sie einen Brief. Die Reaktionen waren zum Teil überraschend. Da war ein Onkel, dessen Reaktion unerwartet kam. «Er hat das locker aufgenommen und einfach akzeptiert.» Ein anderer Onkel, der im sozialen Bereich tätig ist, hat viel mehr hinterfragt. Besonders die Reaktion der Grossmutter beeindruckte Lara. Ruhig reagierte sie «das muss ja schlimm gewesen sein, der Leidensdruck, den du dein Leben lang durchgemacht hast.»

Von diesem Tag an lebte sie nur noch als Lara. Einmal musste sie noch wegen einer Prüfung in ihre Männerrolle schlüpfen. «Komisch fühlten sich die Kleider da an.» Auch neue Leute lernt sie als Lara kennen, wenn es zur Vergangenheit

kommt, lügt sie nicht. «Aber alles erzählt sie auch nicht jedem», lacht sie.

Die Veränderung geht weiter

Im Vorfeld dieses Gesprächs machte uns Lara klar, dass sie alle Fragen beantworten würde, wenn sie richtig recherchiert sind. In den Medien steht viel Sensationsgeiles und falsches Zeug. Doch auch da zeichnet sich eine Verbesserung ab. Die jetzigen Berichte in den Medien über Transsexualität sind aufgeklärter. «Krankenkassentechnisch habe ich ja eine Krankheit» erzählt sie, «aber ich fühle mich nicht krank und möchte in den Medien auch nicht so dargestellt werden. Ich bin ich.»

Doch mittlerweile kommt das Thema in der Gesellschaft besser an; auch das Beratungsangebot in Zürich wird immer häufiger konsultiert. Lara vergleicht die Transsexualität mit der Homosexualität vor 20 Jahren. Das musste auch erst in der Gesellschaft ankommen.

Im Moment ist Lara dabei, ihren Namen zu ändern. Damit aus Lars auch offiziell Lara wird und der Ausweis wieder stimmt. «Das ist sehr bürokratisch»,





lacht sie. Dazu schickt sie Dokumente, Rechnungen und Briefe, alles, wo sie den Namen Lara schon benutzt hat, an Behörden. Sie rechnet mit einem halben Jahr. Sollte sie Erfolg haben, wird automatisch alles geändert. Sie hat das Recht, rückwirkend für die letzten zehn Jahre in allen Dokumente den Namen ändern zu lassen. Es war schwer, einen neuen Namen zu finden; es dauerte fast zwei Jahre. Doch mit diesem Namen ist sie zufrieden; auch ihre Eltern können damit leben. Hin und wieder horcht sie noch auf, wenn jemand «Lars» ruft; den fast zwanzigjährigen Automatismus wird man nur schwer wieder los. Das Geschlecht in ihrem Ausweis zu ändern ist hingegen schwieriger. Dazu benötigt man eine Operation.

Der Kreis schliesst sich

Die Operation ist das nächste Ziel. Danach würde sie auch in ihren eigenen Augen eine komplette Frau sein. Bei der Operation werden die primären Geschlechtsorgane umgewandelt und dem neuen Lebenswunsch angepasst. Doch um operiert zu werden, müssen gewisse Punkte erfüllt sein. Einer davon ist Laras Problem: Man muss einen festen Job vorweisen; gleichzeitig muss es ein Job sein, bei dem man bedenkenlos fünf Monate fehlen kann. Das ist schwierig

für sie, denn ihre jetzige Stelle im Verkauf hat sie erst seit kurzem, fünf Monate aussetzen ist nicht möglich. Wenn man älter und gefestigt im Leben steht, ist das einfacher, meint sie, für sie mit Mitte 20 ist es jedoch sehr schwer. Finanziell ist die Operation aber sonst kein Problem; die Krankenkasse übernimmt die Kosten der Behandlung. Die sonstigen Kriterien erfüllt Lara: die Hormonbehandlung muss ohne Nebenwirkungen laufen, auch der psychische Stand muss stabil sein. Alles trifft zu. Auch das sie als Frau lebt. Doch ohne Arbeitgeber lässt sich die Operation nicht umsetzen.

Lara möchte diese Operation unbedingt. Denn dann schliesst sich der Kreis, sie kann ihr neues Leben beginnen. «Ich hatte nie eine ausschweifende Jugend, und habe immer mehr das Gefühl, dass ich etwas nachholen möchte». Dann kann ich endlich so leben wie ich mich das lebenslang gefühlt habe, sagt sie uns.

So könnte sie sich auch der Liebe wieder widmen. Als Lara noch Lars war, hatte sie auch eine Freundin. Sie war damals glücklich, auch wenn sie manchmal das Gefühl hatte, «das ich etwas bringen musste, von dem ich nicht genau wusste, was.»

Zurzeit ist es mit der Liebe schwie-

rig. Auf Frauen oder Männer will sie sich nicht festlegen. Grundsätzlich findet sie Frauen schöner, aber es gibt durchaus auch ein paar interessante Männer, meint sie.

Vor der Liebe liegt aber erst die Operation an. Im Moment wäre es sowieso schwierig. Lara will eine Beziehung als Frau führen. Mit einem Mann könnte sie deshalb nichts haben, ausser er wäre homosexuell; wieder eine Beziehung, wo sie nicht das ist, was sie sein will – eine Frau. Mit einer Frau ist es genauso; sollten Frauen auf Männer stehen, wäre sie wieder nicht die Richtige.

Doch sie sieht erwartungsvoll in die Zukunft, denn wenn die OP vorüber ist «gibt es einiges nachzuholen.»

**Namen von der Redaktion geändert*

Transsexualität

Sie kann als Störung der Geschlechteridentität gesehen werden. Es besteht ein Widerspruch zwischen dem eigenen biologischen Geschlecht und dem subjektiv empfundenen. Schätzungen gehen davon aus, dass etwa eine Person von 50'000 davon betroffen ist.

Es weihnachtet anders ...



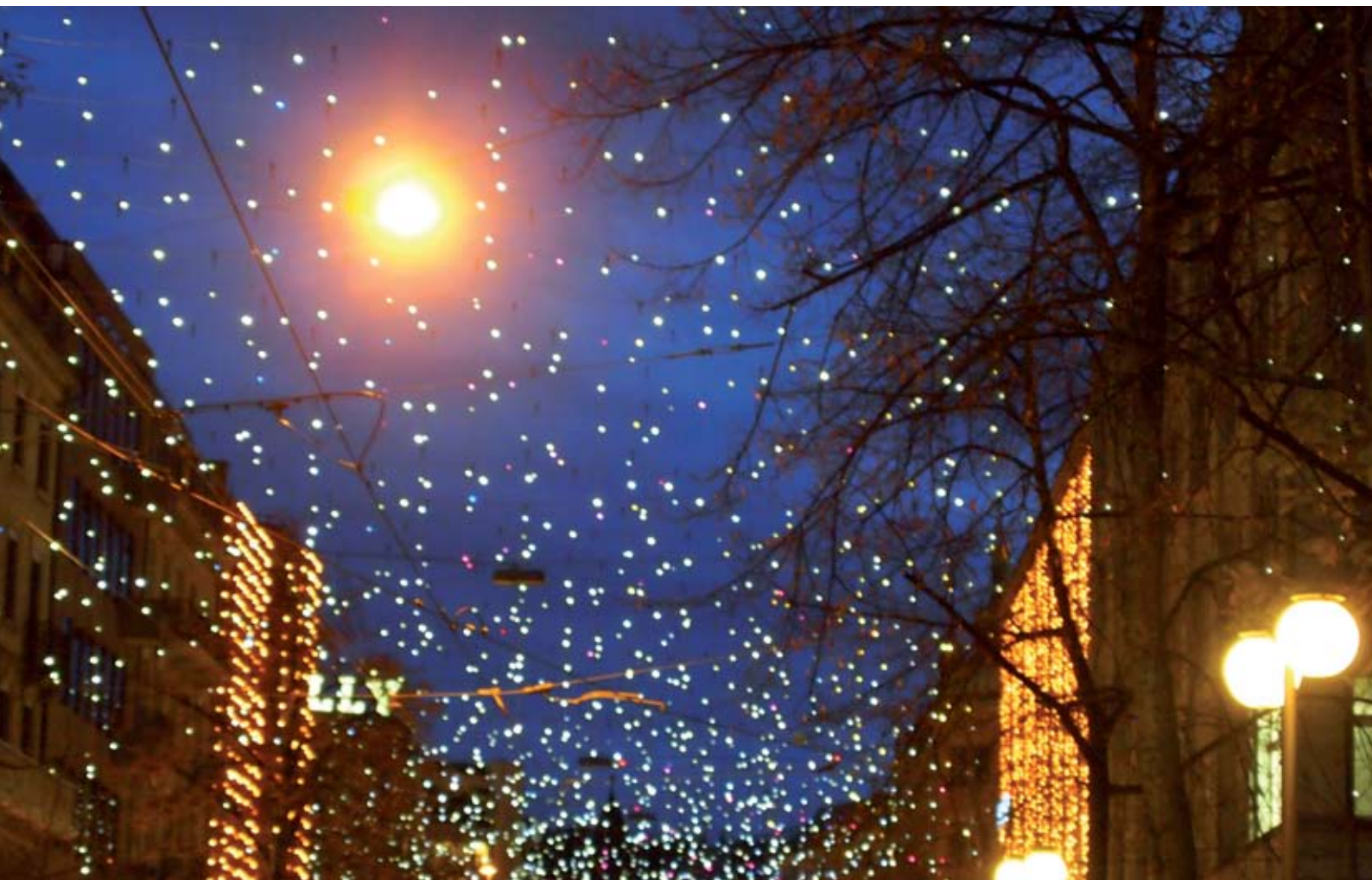
Simone Steiner
Präsidentin

«Oh Tannenbaum, oh Tannenbaum ...» schallt es aus dem Radiowecker. Er fährt aus dem Bett hoch, schweissgebadet schaut er auf die Uhr. Die roten Zeiger leuchten wie ein scharlachrotes Mahl – genau 12.00 Uhr mittags. SCHEISSE. Schon Stunden zuvor wollte er sich in das Einkaufsetümmel werfen, schon Stunden zuvor seinen Heiligabend retten. Sofort springt er aus dem Bett, seine Fussgelenke knacken gefährlich, ihm wird kurz schwarz vor Augen. Doch das ignoriert er. Auf solche Befindlichkeiten kann er jetzt keine Rücksicht nehmen. Er flucht, als ihn das kalte Wasser in der Dusche trifft. Es ist der 24. Dezember. Heute Abend ist die Bescherung. Alle reisen sie an, seine Eltern, seine Freundin, alle nahen, entfernten und angeheirateten Verwandten. Und wie jedes Jahr, wie jede Weihnachten, hat er noch kein einziges Geschenk besorgt, geschweige denn irgendeine Idee. Sein Pulsschlag ist bereits erhöht, jetzt nicht die Fassung verlieren,

das klappt schon. Zu dieser fortgeschrittenen Stunde hat das «Es ist schon fast Weihnachten»-Panik-Einkaufsetümmel zwar schon fast seinen Höhepunkt erreicht, aber daran führt nun leider kein Weg mehr vorbei. Einkaufen war noch nie seins, aber Weihnachtseinkäufe sind der blanke Horror: Ein jeder kämpft wie ein Gladiator im alten Rom um sein eigenes Überleben. Da ändert auch die liebevolle Weihnachtsbeleuchtung wenig; einzig die Gesichter der Passanten spiegeln die Stimmung in dieser Farce perfekt wieder: abgewetzte, gestresste, überreizte Fratzen – überall.

Trainerhosen und Hoodie, das perfekte Outfit für den Kampfeinsatz, Deckname Nikolaus. Ein kindisches Grinsen zielt sein Gesicht, als er an der bevölkerten Bushaltestelle eintrifft. Das kann ja heiter werden, denkt er sich. Noch. Fünf Minuten zu spät schlittert der Bus an und spritzt ihm kalten, matschigen

Schnee ins Gesicht. Während der Matsch langsam schmilzt und seinen Kragen hinabrinnt, findet er einen Sitzplatz. Ihm ist kalt. Sofort beginnt die alte Frau neben ihm zu klagen: «So ein Stress heute, ich muss noch Kekse backen und die Geschenke auch noch einpacken, ohje. Die Stromrechnung darf ich auch nicht vergessen zu bezahlen. Und Weihnachten überhaupt, diese undankbaren Bratzen kommen doch nur, um Geld und Geschenke einzusammeln, Ausgeburten der Hölle, wahre Blutsauger sind das, und sonst, sonst bin ich denen egal, wissen Sie. Das letzte Mal, haben sie ...». Ja ja, einfach lächeln, nicken und «Halt die Fresse» denken. Kein Wunder, dass die dich nie besuchen, wenn du sie Wildfremden als «das Schlimmste, was mir je passieren konnte» beschreibst, denkt er sich und lächelt eisern weiter, während seine Hand sich zur Faust ballt. «Stille Nacht, heilige Nacht» klingt schnarrend aus dem Radio des Busfahrers.



Ein Meer aus Untoten

An der nächsten Station dann die Erlösung, endlich raus. Raus aus der trockenen, überheizten Luft, endlich atmen – von wegen. Die Luft ist zwar klarer, doch die Enge bleibt, er wird einfach in dem Menschenstrom mitgerissen. Wie hirnlose Zombies ziehen sie durch die Strasse, willenlos, ferngesteuert, nicht auf der Suche nach menschlichem Fleisch, sondern auf der Jagd nach dem perfekten Geschenk; und dabei sind sie genauso rücksichtslos, genauso bleich wie echte Untote. Und wie die Ratten dem Klang der Flöte, folgen sie der Kakophonie aus zu laut abgespielten Weihnachtsliedern, die aus den Geschäften dringen «Last christmas ... ist ein Ross entsprungen ... rieselt ... du selige». Ein unglaublicher Lärm, die perfekte musikalische Untermalung für diesen Ausflug in die Hölle, ärgert er sich. Plötzlich wird er in einen Laden gedrückt, «Last christmas, I gave you my heart ...» beglückt die Kaufwilligen. Er sieht sich um. Eine Horde von Teeniemädchen, halb so gross wie er selbst, hat ihn in das Glitzerfunkelwunderparadies von Claire's gedrängt. Schon ist die Horde einen Gang weiter. Sie kaufen sich gegenseitig diese coolen Ohringe in Neonfarben, greifen nach einem Schminkset mit Farben, von denen selbst Picasso in seinen dunkelsten Tagen die Finger gelassen hätte. Gleich neben ihm zeigt ein kleines Mädchen ihrer Freundin ihre neuste Duftentdeckung. Dabei spritzt sie ihm eine volle Ladung des süsslich-süffig riechenden Gebräus in die Augen und die Nase. Er muss husten, seine Augen tränen. Sie entschuldigt sich, pflichtbewusst, kichert dabei aber ununterbrochen. Die andere Freundin sagt halblaut: «Pass halt auf, wo du hintrittst». Sein Puls beginnt zu rasen, eine Ader zeichnet sich auf seiner Stirn ab. Er muss hier raus – sofort. Er verlässt das Geschäft, dreht sich um, springt umher, will sich irgendwie Platz verschaffen, irgendwo atmen. Doch den Platz findet er nicht; überall sind Menschen. Wütend tritt er nach einer vorbeifliegenden Taube, merkt zu spät, dass sie dieses Mal nicht aus-

weicht. Seine schweren Winterschuhe treffen sie, ihr Kopf verdreht sich, sie fliegt im hohen Bogen davon und landet leblos in einem Kinderwagen. Sofort hat er Platz. Die Menschen schauen ihn angewidert an. Er atmet durch. Das Kind schreit, die Mutter schreit. Sein Puls rast ihm irgendwie davon. Eine Ader tritt an seinem Hals hervor. Pulsiert. Ein Strassenmusikant singt «Alle Jahre wieder ...». Ein murmelndes Meer umgibt ihn, kommt immer näher. Er drückt sich durch die schubsende Menschenmenge davon, weg vom Tatort.

Irgendwo findet er eine freie Bank und versucht zu verschlafen und sich die Taubenfedern vom Schuh zu kratzen. Dabei fällt ihm wieder ein, was er letztes Jahr so alles unter dem Baum vorfinden durfte, er wird wütend. Warum den Leuten eigentlich überhaupt was schenken, wenn sie sich selber ja offensichtlich keine Gedanken darüber machen, was sie da in Goldpapier ein-

wickeln. Ein glorreiches Beispiel sind die Socken, die er letztes Jahr von seiner Tante gekriegt hat. Nicht nur waren sie zu klein, sondern auch bunt gepunktet, ein Paar, worum sich jeder Mittzwanziger prügeln würde, um es stolz besitzen und tragen zu können. Das passende Schuhwerk lieferte der Mann seiner Tante gleich mit – Trekkingsandalen. Aber hey, das kann schon mal passieren. Wenn man sich ein Paar Sportschuhe wünscht, freut man sich natürlich auch über Heilandsandalen, mit denen man sich unter dem Weihnachtsbaum tatsächlich etwas wie Jesus selbst fühlte. In diesem Augenblick fasst er einen Entschluss: Dieses Jahr verschenke ich nur hässliche Sachen, extra hässliche an die beiden. Nur seine Freundin bekommt was Schönes. Die liebt er ja. Vor Vorfreude reibt er sich die Hände. Am besten Badezusätze, Bratpfannen oder Kochbücher. Alles, was als Beleidigung missverstanden werden kann. Er denkt an ein Parfüm und lacht, so ein richtig



Universität St. Gallen, Daniel Ammann

ekkliger Geruch – apropos, ein richtig ekkliger Geruch steigt ihm in die Nase, überdeckt sogar die Ladung Eau de Toilette. Irgendwie riecht es nach faulen Eiern, nach gammelndem Fleisch und ein bisschen nach Lebkuchen. Er schaut sich um. Sieht nichts, folgt seiner Nase. Trotzdem, keine Quelle. Egal, da ist nichts. Reine Einbildung. Doch als er aufsteht, erkennt er sofort, woher der Geruch kommt; und warum die Bank leer war. Irgendjemand hat die Weihnachtsschokolade nicht vertragen und sich voller Elan auf die Bank übergeben. Viel ist nicht mehr zu sehen. Das meiste hängt gerade an seiner Hose.

Endspurt

So gar nicht christliche Gedanken gehen ihm durch den Kopf als die Verkäuferin ein Badezusatzset einpackt – vor sich sieht er nur das entgleiste Gesicht seiner Tante, wie sie versuchen wird, sich über die Mangopackung zu freuen – Rache ist süß. Und so kämpft er sich Geschenk für Geschenk, Geschäft für Geschäft durch den Trubel bis

am Schluss nur noch eines fehlt – das Eine, das für seine Freundin. «Wenn du mir zuhören würdest, wüsstest du, was ich mir wünsche!», hat sie spitz als Antwort gegeben, auf die Frage, was sie denn wünsche. Er kann sich schon denken, was sie dann unterm Baum für eine Schnute ziehen würde, wenn sie nichts kriegte. Bepackt mit 100 verschiedenen Tüten und verschwitzt vom ständigen Temperaturwechsel zwischen Arktis draussen und Wüste Gobi in den Geschäften, hat er auch nach weiteren zwei Stunden im Weihnachtswahnsinn immer noch kein Geschenk für seine Liebste gefunden. Er tastet nach seinem Portemonnaie, um zu gucken, was das Budget überhaupt noch hergibt. Seine Hosentasche ist leer. Er springt umher, durchsucht jede Tüte, findet nichts. Das Portemonnaie ist nirgendwo. Plötzlich lässt er seinen Kopf hängen, er will nur noch ins Bett. «Ich mach einfach mit ihr Schluss», er macht sich auf den Weg, auf den Heimweg, traurig, als ihn plötzlich ein Kinderwagen rammt. Er stolpert, hält in der Luft inne und fliegt dann

aber gleich mit voller Wucht in eine Pfütze, die Hälfte der Tüten reissen, die anderen sieht er erst gar nicht mehr. Er erkennt den Kinderwagen. Vorhin fand darin eine Taube ihre letzte Ruhestätte. Die Frau, die ihn lenkt, zeigt ihm den Mittelfinger, tritt noch einmal nach seinem Zeug und fährt davon.

Er bleibt liegen, niedergeschlagen, alles an seinem Körper ist nass; er geniesst die Kälte des Bodens, des Asphalts. Sekunden vergehen, Minuten, irgendwann spürt er, wie ihm jemand auf die Schulter klopft – seine Freundin steht etwas irritiert neben ihm. «Was machst du da am Boden?», sie zieht ihn hoch, und sucht seine Tüten zusammen. Fast muss er anfangen zu weinen, wie sie da vor ihm steht und seine Einkäufe schön geordnet vor ihm hinstellt. «Ich ... ich ... find einfach kein passendes Geschenk für dich, es tut mir leid.», bricht es aus ihm heraus. Sie lächelt: «Das ist schon in Ordnung, ich hab schliesslich dich und jetzt komm, du siehst aus, als bräuchtest du einen Glühwein!»



«Ich heisse Anders» – «Cool, ich heisse auch anders»

Pax, Audio Science, Bluebell, Brooklyn oder Chastity. Der Fantasie sind bei der Namensgebung keine Grenzen gesetzt.

Anders zu heissen ist eigentlich wirklich cool: Anders heisst nämlich «der Tapfere» oder «der Männliche». Anders sieht das manchmal bei anderen, ungewöhnlichen Namen aus.

Besonders diverse Stars und Sternchen überbieten sich gegenseitig dabei, für ihre Sprösslinge Namenskreationen vom Aussergewöhnlichen bis zum Absurden zu finden.

Wenn David Beckham von Brooklyn spricht, meint er zum Beispiel nicht den New Yorker Stadtteil, sondern seinen Sohnmann. Angeblich sei er allerdings auch in Brooklyn gezeugt worden. Von dieser fragwürdigen Idee liess sich Veronica Pooth gleich inspirieren und nannte ihren Sohn San Diego.

Der deutsche Schauspieler Uwe Ochsenknecht gab seinem Sohn nicht nur den – nun, sagen wir mal blumigen – Nachnamen weiter, sondern fügte diesem noch ein «Jimmy Blue» hinzu. Wollen wir hoffen, dass der liebe Jimmy seinen Namen nicht zum Programm macht und ständig blau ist.

Poplegende Michael Jackson meinte wohl, sich auch noch in seinen Kindern verewigen zu müssen: Prince Michael und Prince Michael II nannte er die Söhne und sogar die Tochter bekam ein

Michael ab: Paris Michael Katherine heisst sie.

Ob Til Schweiger seine Tochter wegen des wunderschönen Reims Emma Tiger Schweiger taufen liess? Der Spitzname ist jedenfalls schon vorprogrammiert. Klangvoll geht es auch bei Schauspielerin Shannon Sossanmon zu: Die nannte ihren Sohn Audio Science.

Fragende Gesichter dürfte der Sohn von Nicolas Cage ernten: Der heisst Kal-El. Kennt ihr nicht? Tja, da solltet ihr mal euer Superman Wissen auffrischen. Seine kryptonischen Verwandten nannten Clark Kent nämlich Kal-El. Dagegen war Geri Halliwell geradezu fantasielos: Bluebell heisst ihre Tochter – Glockenblume.

Ob Gwyneth Paltrow eine glühende Steve Jobs Verehrerin ist oder einfach nur gerne Äpfel isst, ist unklar. Jedenfalls trägt ihre Tochter jetzt den Namen Apple. Vielleicht musste aber auch die Bibel als Na-

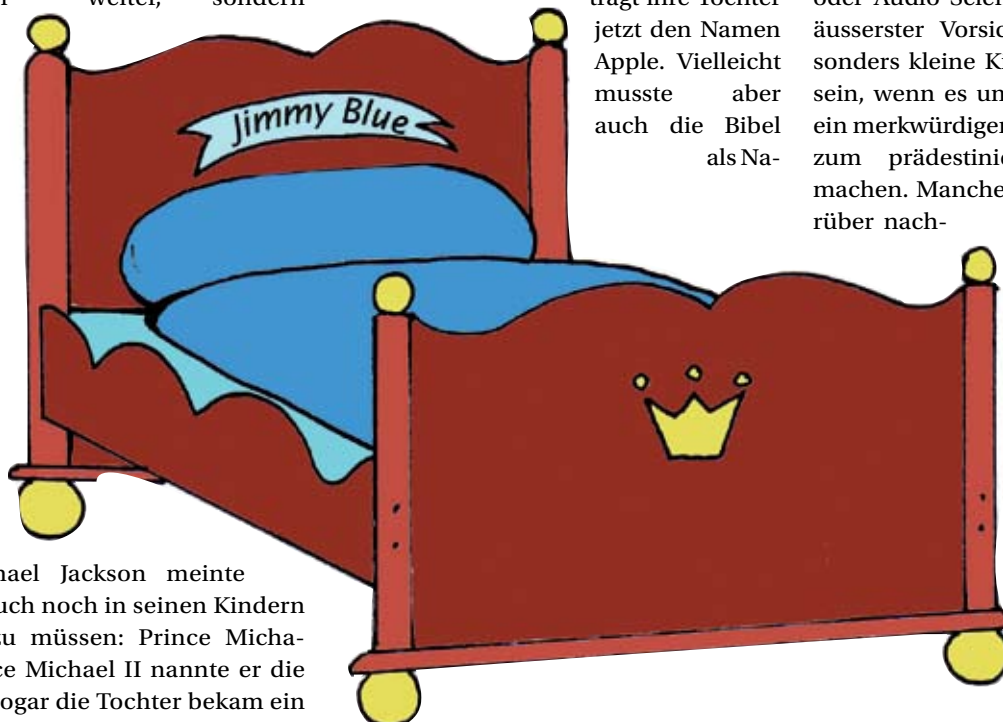
mensgeberin herhalten: der Sohn wurde nämlich auf den altherwürdigen Namen Moses getauft. Ob der Vater so glücklich darüber war, dass seine Tochter nach der biblischen Verführung benannt wurde? Sängerin Cherging da lieber auf Nummer sicher. Chastity – zu Deutsch «Keuschheit» – heisst ihre arme Tochter.

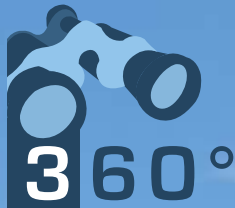
Noch göttlicher und etwas grössenwahnsinnig geht es bei Brangelina zu: sie nannten ihr erstes gemeinsames Kind Shiloh Nouvel – wörtlich übersetzt «der neue Messias». Vielleicht ist ihnen aufgefallen, dass sie da die Erwartungen an die arme Kleinen doch ein wenig zu hoch gelegt haben, jedenfalls wurde das adoptierte Geschwisterchen dann Pax – lateinisch für Frieden – genannt.

Ein ungewöhnlicher Name kann grossartig sein: Man ist schon von Geburt an aussergewöhnlich und einzigartig. Gerade solche Absurditäten wie Pax oder Audio Science sind allerdings mit äusserster Vorsicht zu geniessen. Besonders kleine Kinder können grausam sein, wenn es um Hänseleien geht und ein merkwürdiger Name kann jemanden zum prädestinierten Mobbing-Opfer machen. Manche Eltern sollten also darüber nachdenken, wie «anders»

ihr Kind heissen sollte und was für Konsequenzen es für sie oder ihn mit sich bringen kann, zum Beispiel nach einem Marvel-Helden benannt zu werden.

Anna
Rosenkranz





360°

- 42 Priština – Eintauchen in eine andere Welt
- 45 Start-Up: SOMA Analytics
- 46 prisma empfiehlt nicht

Priština – Eintauchen in eine andere Welt

Kräne, Schafe, halbfertige Strassen, Minarette und Kirchen, fortwährende politische Instabilität ... 500 Kilometer südöstlich der Schweiz, in Priština, sieht die Welt zugleich ähnlich und doch ganz anders aus.

Im Flugzeugfenster zeigt sich eine hügelige, trockene, leere, aber dennoch ansehnliche Landschaft. Ich sehe eine breite Strasse, vermutlich eine Autobahn. Sie ist vollkommen ausgestorben und irgendwann hört sie abrupt auf, als ob sie von den Arbeitern noch während dem Bau eines Morgens einfach vergessen wurde. Daneben präsentieren sich zahllose Felder und, als das Flugzeug anfängt an Höhe zu verlieren, sehe ich kleine Ansammlungen von Häusern, gebaut in den unterschiedlichsten Stilen. Aus irgendeinem, für die Passagiere zwar unmöglich nachvollziehbaren, aber womöglich gut durchdachten Grund werden nach der Landung als erstes alle Passagiere in einen Bus geladen, der gerade mal knappe 200 Meter zurücklegt, bevor die Fahrt auch schon wieder zu Ende ist. Das Terminal besteht aus einem einzigen Gebäude. Auf der einen Seite kommt irgendwann das Gepäck angerollt, auf der anderen Seite warten die strengen Passkontrollen. Streng, weil man ohne gültigen Pass keinesfalls ins Land kommt. Den unmittelbaren Beweis dafür liefert eine Schweizerin, die im selben Flugzeug angereist ist und dann versucht, mit ihrem Personalausweis die Kontrolle zu passieren. Sie wird ohne weiteres Federlesen zurückgewiesen. Weshalb sie überhaupt ins Flugzeug gelassen wurde, bleibt ein Rätsel. Tatsache ist jedoch, dass sie zurück in die Schweiz fliegen muss, um ihren Pass zu holen und erst dann einreisen kann.

Sobald man das Terminal verlässt,



steht man auf einem grosszügigen Parkplatz, sieht eine kleine Menschenmenge, die hier auf ihre Angehörigen und Bekannten wartet, und erkennt dahinter ... nichts. Nichts, ausser grossflächige Wiesen und weitläufigen Hügeln, die dort selbstverständlich als Berge bezeichnet werden. Plötzlich sticht mir eine Herde dicker Wollknäuel ins Auge: sind das tatsächlich Schafe, die da seelenruhig auf

dem Flughafenterminal grasen? Falls der Temperaturunterschied, die ungewohnte Vegetation, die Bauweise der Häuser nicht genügt haben: spätestens jetzt bin ich mir wirklich bewusst, wie fremd mir dieses Land ist. Schafe auf dem Flughafengelände? Willkommen im Kosovo.

Da der Flughafen etwas ausserhalb der Hauptstadt Priština liegt, muss man eine ganze Weile eine lange, gerade Strasse entlangfahren, um ins Zentrum zu gelangen. Links und rechts gibt es Tankstellen, kleine Einkaufszentren, leicht heruntergekommen wirkende Restaurants, Fabriken, und einige Hotels. Allerdings ist die Leere hinter diesen Bauten nicht zu übersehen: weite Wiesen, trockene Felder, sanfte Hügel.

Die Häuserfront abseits der Strasse verdichtet sich nun zusehends. Plötzlich zeigen sich Wohnblöcke statt Industriegebäude, Shops statt Tankstellen und Menschen statt wilder Kühe. Im Stadtzentrum angekommen bietet sich ein für Schweizer Augen eher ungewohntes Bild: Die Stadt ist ein wirres Gemisch aus Alt und Neu, Kirchen stehen neben Moscheen, einige Strassen sind nur halb fertig, überall wird gebaut

und renoviert. Luxusmarken haben Filialen in einer schönen Shopping-Allee eröffnet, während nur einige Blocks weiter in kleinen unebenen Strassen zahlreiche zwielichte Händler die selben (beziehungsweise zum Verwechseln ähnliche) Artikel zu einem Bruchteil des Originalpreises anbieten.

Obwohl die junge Menschen, die in den Strassen Prištinas schlendern uns gleichen, ist ihr Leben in vielerlei Hinsicht anders. Der Balkan ist nämlich eine Region, die seit langer Zeit immer und immer wieder von Konflikten erschüttert wird. Angefangen mit den Römern, später die Ottomanen, die UdSSR, die Amerikaner, ... grosse Mächte dieser Welt reissen sich schon seit Urzeiten um den Einfluss in der Region. Gewalt wurde besonders am Ende des letzten Jahrhunderts auch durch interne politische Konflikte geschürt. Der Kosovo war zwischen dem Ende der Balkankriege (1913) und der militärischen Intervention der NATO (1999), die dabei die Kosovo Liberation Army (KLA) unterstützte, unter serbischer Herrschaft. Danach fing für den Kosovo eine lange Phase des Wiederaufbaus und der Restrukturierung, unter der Leitung der UNO (Resolution 1244), an. Der Prozess, der zu einer eigenständigen Unabhängigkeitserklärung des Kosovos führen sollte, dauerte neun Jahre. Im Jahr 2008 haben dann 94 Länder Kosovo als Staat anerkannt, zahlreiche weitere Nationen weigern sich aber heute noch. Die betroffenen Regierungen tun dies aus verschiedenen Gründen. Serbien und historische Verbündete betrachten den Kosovo immer noch als Teil von Serbien. Andere haben auch selbst Probleme mit einer Region des Landes, die ihre Unabhängigkeit fordert, so beispielsweise China mit dem Tibet oder Spanien mit Katalonien. Solche Staaten haben natürlich kein Interesse daran, ein Exempel einer erfolgreichen Abkopplung einer Region von einem eigenen Staat zu unterstützen.

Aus diesem Grund stehen einem jungen Kosovo-Albaner nicht die gleichen Möglichkeiten offen wie einem jungen Schweizer oder einer jungen Schweizerin. Mit einem kosovarischen Pass muss man sich beispielsweise für die meisten Reisen Visa beschaffen oder kann in bestimmte Länder gar nicht einreisen. Die Grenzen zwischen dem Kosovo und seinen Nachbarländern sind äus-





serst streng überwacht, was spätestens seit Einführung des «Schengen-Dublin»-Abkommens für Schweizer kaum mehr vorstellbar ist.

Der Streit um eine flächendeckende Anerkennung des Kosovos als unabhängiger Staat ist noch lange nicht beendet, denn hinter dem eigentlichen Streit ste-

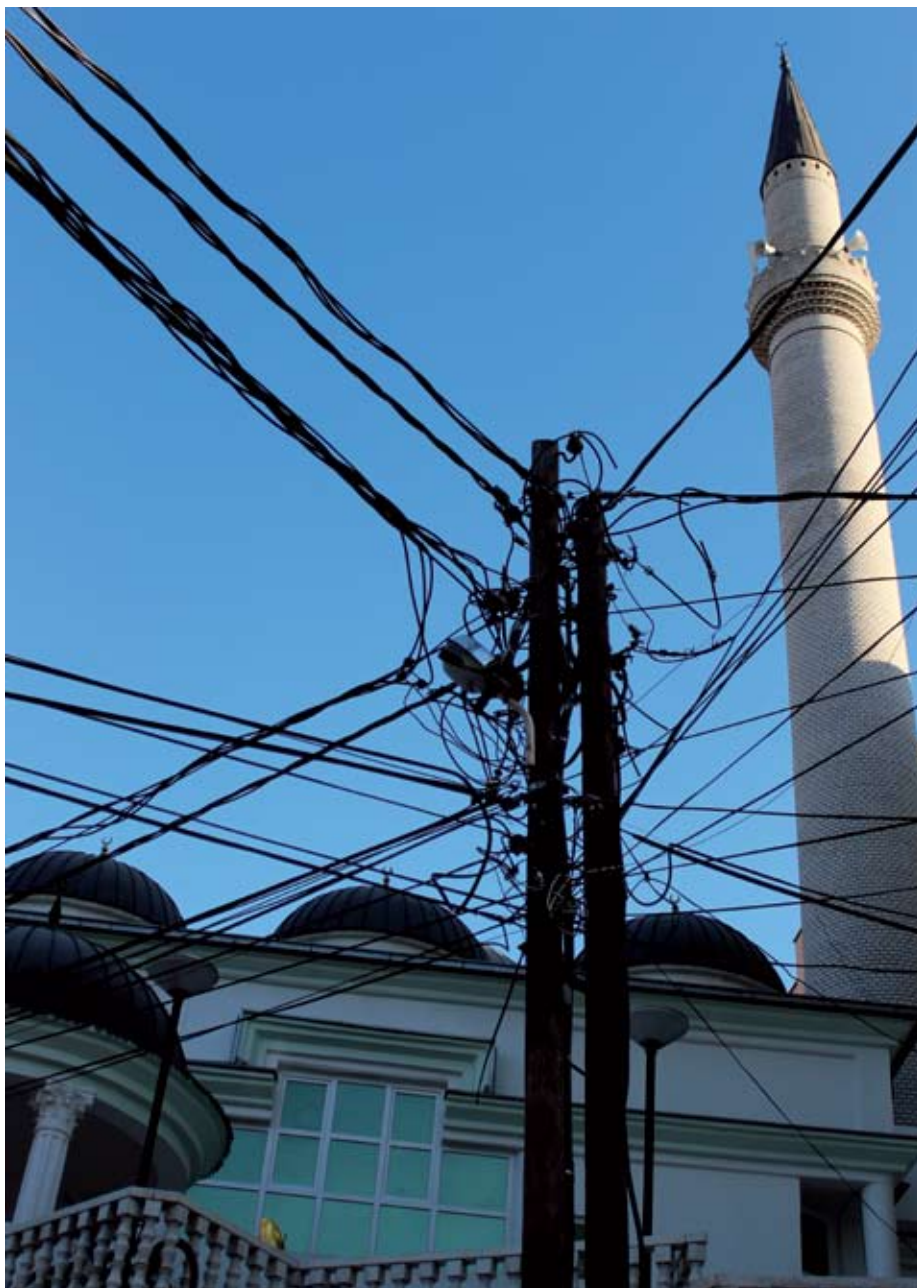
hen grosse Mächte. So ist es beispielsweise interessant zu wissen, dass die grösste europäische Militärbasis der Vereinigten Staaten im Kosovo liegt. Dem gegenüber ist einer der wichtigsten Verbündeten Serbiens Russland.

Allerdings gibt es trotzdem noch Hoffnung, wie die ersten, zaghaften An-

näherungsversuche des serbischen und des kosovarischen Aussenministers im Rahmen eines Verhandlungsprozesses der EU zeigen. Obwohl nicht damit zu rechnen ist, dass der Kosovo kurzfristig diese komplexen Probleme allesamt zu lösen vermag, ist doch klar, dass das Land mitten im Wachstum steckt. Die Chancen, dass der Staat seiner jungen Bevölkerung bald schon mehr Möglichkeiten und angenehmere Lebensbedingungen bieten kann, stehen gut.

Als ich durch die Strassen von Pristina spazierte, meine Kamera als einzige Begleiterin, habe ich mich trotzdem nie alleine gefühlt. In den wenigen Stunden, die ich zur Verfügung hatte, um die Stadt zu erkunden, habe ich mit über zwanzig Leuten gesprochen, drei neue Freunde gefunden, die mich jeweils ein Stück meines Weges begleiteten und mir dabei von ihrem Land erzählten, und dabei mehr Lächeln gesehen als ich hätte zählen können. Mich faszinierte der Kontrast zwischen der sichtbaren Armut, den halb fertigen Strassen, den vernachlässigten Gebäuden und der trotz all dem so lebendigen Atmosphäre, die in der ganzen Stadt herrschte. Trotz einem Alltag, den ich als hart einschätzen würde, spiegelte sich zum grossen Teil nur Hoffnung und Zufriedenheit in den Gesichtern der Passanten. Zweifellos träumen sie von tiefgehender Veränderung und mehr Möglichkeiten, glauben dabei aber an ihr Land und dessen Zukunft. Erneut zeigte sich dies am 28. November dieses Jahres, als auch hier in St. Gallen der 100. Unabhängigkeitstag Albaniens stolz zelebriert wurde. Obwohl Pristina bekanntlich keine äusserst beliebte Reisedestination ist, lohnt sich ein Besuch auf jeden Fall, sei es auch nur, um kurzzeitig in eine andere Kultur einzutauchen, den pulsierenden Rhythmus dieser Stadt zu erleben und sich ein wenig über sein eigenes Leben Gedanken zu machen.

Nora Wilhelm



Start-Up:

SOMA
ANALYTICS



Vier Gründer entwickeln eine App, die Menschen helfen soll, ihre Stressbelastung im Griff zu behalten. Sie wollen Krankheiten wie Burnout oder Depressionen vorbeugen.

Ob in der Prüfungsphase ein Paper unter Zeitdruck zu schreiben ist oder das Engagement neben dem Studium vollen Einsatz verlangt – Stress ist heute im Alltag der meisten Studierenden präsent. Das ist zunächst nicht bedenklich, wenn es neben Stressphasen auch Phasen der Erholung gibt. Doch Stress wird zur Gefahr, wenn er dauerhaft auftritt. Denn dann kann er krank machen. Er schwächt das Immunsystem und führt in extremen Fällen zu Erkrankungen wie Burnout oder Depressionen. Um zu verhindern, dass es so weit kommt, muss man frühzeitig handeln. Meist merkt der Betroffene jedoch selbst nicht, wann die persönliche Belastungsgrenze erreicht ist.

Das mussten Fabian Alt, Christopher Lorenz, Peter Schneider und Johann Huber bei einem Kollegen beobachten, der als Folge von Stress Depressionen bekam, ohne sich der Veränderungen bewusst zu werden. Den Freunden als Ausenstehende fielen die Veränderungen umso stärker auf. Aus dieser Erkenntnis entstand eine Idee: «Es müsste doch möglich sein, dass das Telefon, das du die ganze Zeit mit dir trägst, das auch merkt, weil das Telefon eben objektiv Daten aufnehmen kann», erklärt Johann Huber den Gedanken, der dem Start-Up SOMA Analytics zugrunde liegt.

Johann studiert den IMT-Master an der HSG. Mit drei Freunden aus München hat er eine App entwickelt, die das Stressniveau des Handyträgers misst und stressbedingten Krankheiten wie Depressionen vorbeugen soll. «Wir behaupten, dass wir die Menschen nicht nur

gesünder machen, sondern auch glücklicher», sagt Johann. Die Idee ist, dass mit dem Smartphone – weiteres Zubehör ist dafür nicht nötig – Faktoren wie das Schlafverhalten, die Sprache und die Motorik erfasst werden, die auf die Stressbelastung des Telefonbesitzers schliessen lassen. Die App kann zum Beispiel anhand der Sprache des Smartphone-nutzers feststellen, ob er beim Telefonieren gute oder schlechte Laune hat.

Die Unternehmensgründer sind motiviert: Ihr Ziel ist es, die «Weight Watchers of Stress» zu werden. Das Handy soll wie eine Waage eine Kontrollinstanz werden, die eine Stressdiät – ob in einer Therapie oder privat – begleiten kann. Den Diätplan liefert die Anwendung gleich mit. Im Selbsttest im Londoner Büro zeigte die App, dass Johann zufriedener ist, wenn er regelmässig joggt. Seitdem geht er oft vom Büro aus in den Hyde Park zum Laufen. Das sorgt für einen Ausgleich zu dem recht hohen Arbeitspensum, das das Start-Up ihm zurzeit abverlangt.

Das Handy für die Gesundheitsvorsorge zu nutzen, klingt zunächst einmal ungewohnt. Aber die Idee ist nicht so neu, zumindest nicht im englischsprachigen Raum. Der amerikanische Accelerator



Die Gründer von Soma

«Healthbox» hat sich auf innovative Unternehmensideen im Gesundheitsbereich spezialisiert und unterstützt junge Start-Ups, zeitlich befristet, mit einem Förderungs- und Mentorenprogramm. Unter anderem versorgt er SOMA Analytics zurzeit für drei Monate mit einem Büro in London, einer Finanzspritze und guten Kontakten. Für Fabian, Christopher, Peter und Johann bedeutet das eine grosse Chance. Durch das gesteigerte mediale Interesse, das die Förderung durch «Healthbox» mit sich bringt, erhalten die vier bereits Anfragen von Unternehmen, die ihre App verwenden wollen. «Weil die merken, dass der Stress der Mitarbeiter bei ihnen immense Kosten verursacht», erklärt Johann Huber. Apps könnten die Gesundheitsvorsorge revolutionieren, davon sind die Jungs von SOMA Analytics überzeugt.

Anna-Luise Beulshausen

prisma empfiehlt



Project X



Oder wie man mit etwas kulturell komplett Wertlosem reich werden kann.

Auch noch keinen Plan was nach dem Studium gehen soll? Wie wärs mit Folgendem: Du überzeugst deinen reichen Onkel in ein Projekt (nennen wir dieses Project X) 12 Millionen zu investieren und dafür kriegt ihr noch im selben Jahr 100 Millionen raus. Was du dazu brauchst? Massiv viel Alkohol um dich abzuschliessen, Stift und Papier fürs Drehbuch, ein paar namenlose Kontakte in Hollywood und natürlich eine grosse Anzahl junger Leute, die einfach mal wieder richtig abgehen wollen. Ach ja, und die College-Girls sollten gewillt sein, ihre sekundären Geschlechtsmerkmale ständig in die Kamera zu halten und keinesfalls älter als 19 sein.

Klingt nach Fiktion für dich? Leider nein. Natürlich bilden seit Jahrzehnten die drei Themenkomplexe Sex, Drogen und Gewalt die Grundlage für eine breite Palette an Kinofilmen. Dies hängt einerseits damit zusammen, dass die Zuschauer schlicht an diesen Themen interessiert sind, vielleicht, weil diese lange Zeit als Tabuthemen behandelt wurden (unsere Gesellschaft, besonders die amerikanische, versucht alle drei

Gebiete als «schlecht» darzustellen und ist um Prävention bemüht), andererseits soll eine Geschichte ja nicht eine blosse Abbildung der Realität sein, sondern durch narrative Elemente an Spannung und Unterhaltungswert gewinnen.

Im Zusammenhang mit dem grossen Input-Output-Erfolg (siehe Box) eines Films mit wahrlich wenig künstlerischem Gehalt wie Project X stellt sich die Frage, ob unsere Gesellschaft immer dekadenter wird. Aus gesellschaftlicher Sicht ist dies wohl zu bejahen, insbesondere vor dem Hintergrund, dass in Haren (Holland) tatsächlich eine vergleichbare Party gestartet wurde, inklusive Krawallen. Aus Sicht der Filmkunst ist die Frage nach der zunehmenden Dekadenz aber eher zu verneinen: Miese Streifen hat es schon immer gegeben und der Erfolg von Project X ist wohl mit nicht mehr als einem gut getroffenen Zeitnerv zu erklären.

Florian Meier



Input-Output-Ratio

The Matrix (1999): 3.23
Avatar (2009): 11.74
James Bond 007:
Golden Eye (1995): 6.05
The Dark Knight (2008): 5.43
Project X (2012): 8.34

Über kurz oder lang

Zwei kleine «modische Sünden», die wir nie wieder sehen wollen.

Was «schön» ist, darüber lässt sich in der Modewelt diskutieren, doch trotz unterschiedlicher Geschmäcker und Stylearten, herrscht zumindest ein gewisser Grundkonsens darüber, was gar nicht geht. Leider finden sich aber auch an der grösstenteils gutbetuchten HSG immer wieder Modesünden. Deshalb hier der zwei «Das geht absolut nie, no, never»:

Kurzärmelige Hemden, die schrulligen Grossonkel der normalen Herrenhemden, verbannt sie aus euren Schränken, wenn ihr älter seid als zwölf und/

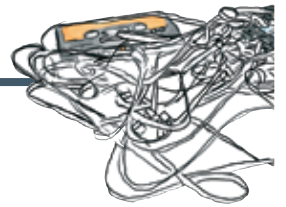
oder eure Mama nicht mehr für eure Garderobe zuständig ist. Und nicht falsch verstehen, hochgekrempelte Ärmel eines klassischen Hemdes sind mehr als willkommen, nicht aber ein Exemplar dieser traurigen Hemdsversion ohne das entscheidende Stück Stoff. Und – schon mal aufgefallen? Die Ärmel hören immer dort auf, wo der Männerkörper am dicksten ist.

Die Damen der Schöpfung sind leider, manche Herren werden sich denken «Zum Glück!», auch nicht ganz unschuldig, was die No-Gos angeht: Leggings.

Ein alter Hut, aber immer wieder eine Diskussion wert, da sie einfach nicht aus den Kleiderschränken herauszukriegen sind. Wenn hier von Leggings die Rede ist, dann in Verbindung mit T-Shirts, die beim besten Willen nicht als Kleidchen durchgehen können. Folglich hängt der ganze Hintern im Freien und geniesst die Aussicht, sowie die Umwelt die Aussicht auf den Hintern geniesst, zumindest bei der richtigen Figur. Aber selbst wenn man eine leggingsfreundliche Figur besitzt – nein! Lasst es sein. Wenn ihr es gemütlich haben wollt, kauft euch eine Trainerhose.

Simone Steiner

Schräge Töne der Vorweihnachtszeit



Das Grauen lauert in den Einkaufszentren zur Vorweihnachtszeit ...

Wenn man in der Vorweihnachtszeit, also ab Oktober, durch die Geschäfte schlendert, lacht das Herz jedes Schleckmauls – all die Weihnachtskekse, und der Guetzliteig, der nur darauf wartet, roh oder auch gebacken verschlungen zu werden. Dann schiebt man seinen Einkaufswagen nichts Böses ahnend durch die Regalreihen und plötzlich, dieses Summen im Ohr, diese altbekannte Melodie des Schreckens. Unvermittelt fängt man an mitzusummen «Last Christmas, I gave you my heart ...» Neeeeeein, möchte man schreien, sich die Ohren zuhalten, den Ohrwurm nicht zulassen, aber zu spät. Wie jedes Jahr hat sich der Wham!-Virus eingenistet – wham, so schnell geht das. Alle Jahre wieder, wie «Ihr Kinderlein kommet» und «Kling Glöckchen, klingelingeling», wird «Last Christmas» in den

Einkaufszentren dieser Welt, zumindest in der Schweiz, rauf und runter gespielt. Dabei hat dieses Lied wenig bis nichts Weihnachtliches an sich, geht es doch um ein gebrochenes Herz. May I quote: «Letztes Jahr gab ich dir mein Herz, aber schon am nächsten Tag hast du es weggegeben. Um mich vor Tränen zu bewahren, werde ich es dieses Jahr jemandem Besonderen geben.» Doch nicht nur der Text an sich ist ein Highlight, sondern auch der Videoclip zu diesem grossen Stück der Musikgeschichte: Die 80er-Jahre in ihrer schönsten Blütezeit, breite Schultern bei den Damen und wilde Haare bei den Herren. Gebrochene Herzen und untreue, undankbare Frauen – da wird einem richtig warm ums eigene Herz und man kann es kaum erwarten, den Baum zu dekorieren.

Simone Steiner



Fifty Shades of Grey

Ein Groschenroman avanciert mit Hilfe einer ordentlichen Portion Sex und Skandal zum Bestseller.

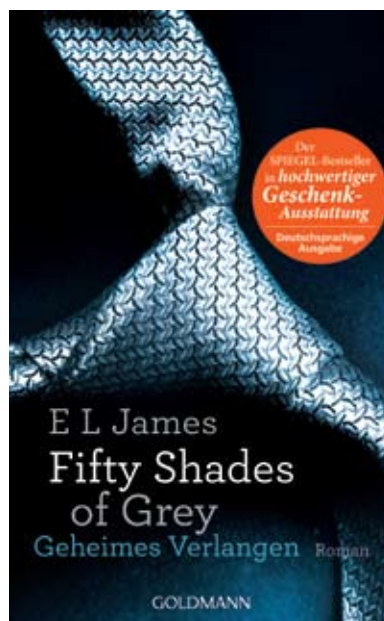


Anastasia Steele ist Studentin, 21, Jungfrau und naiv. Dann trifft sie bei einem Interview für die Uni-Zeitung den charismatischen, attraktiven self-made Millionär Christian Grey – und plötzlich steckt sie mittendrin in einer Sadomaso-Beziehung.

Ausgedacht hat sich diese Geschichte eine Britin, die der Meinung war, «Twilight» fehle der Sex-Appeal – buchstäblich. Also schrieb sie die Vampirschmonzette kurzerhand um, diesmal mit mehr Sex und ein bisschen BDSM als Beilage. Das Endprodukt wurde ein Internet-Hit. Ein paar kosmetische Änderungen später, landete es als «Fifty Shades of Grey» in den Bücherläden.

Gegenüber Shades of Grey erscheint Twilight aber geradezu als fortschrittliches, intellektuell anspruchsvolles literarisches Werk. Mit der Heldin Anastasia fühlt man sich ins tiefste Mittelalter der Emanzipation zurückversetzt: Bis sie Christian Grey trifft, stolpert sie, mehr schlecht als recht, durchs Leben. Eine errötende, naive Unschuld vom Lande,

die dankbar in die Arme ihres reichen Grafen – äh Milliardärs – fällt. Der erledigt dann schon alles andere. Im Licht



Fifty Shades of Grey

601 Seiten

Erschienen bei:

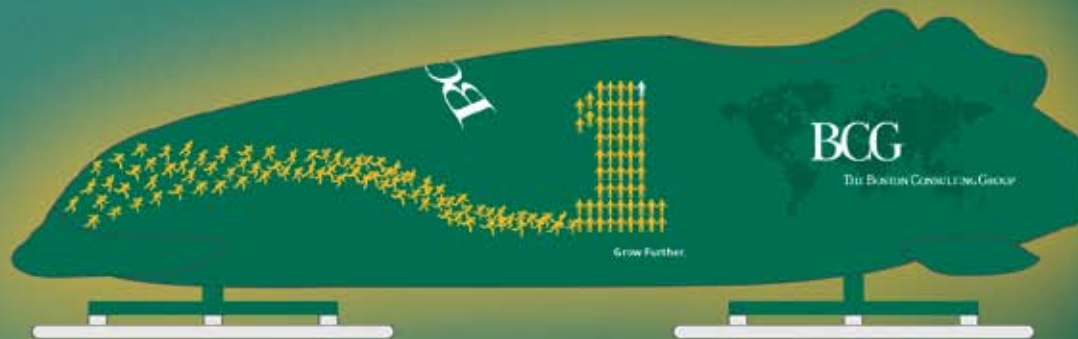
Goldmann Taschenbuch, 2012

von nagelneuen Laptop-Prototypen, Audis und First-Class-Flügen kann man auch darüber hinwegsehen, dass Mr. Grey alles andere als ein weisser Ritter ist und Ana eigentlich lieber regelmässig für sein persönliches Vergnügen in seinem «Roten Raum der Schmerzen» verprügeln würde. Käuflich? Aber nicht doch, wie kommen Sie denn darauf?

Am Ende mutet das Buch eher an wie ein Ausflug in die Traumwelten einer 14-Jährigen, die vom holden Prinzen träumt, der sie mit Reichtümern überschüttet und mit ihr auf seinem Schimmel in den Sonnenuntergang reitet. Ganz nach dem Motto «Sex sells» fügt man der mondänen Mischung 300 Seiten «Mommy-Porn» inklusive einer Prise anrühigem BDSM hinzu und fertig ist der Groschenroman.

Kein Wunder also, dass die wertvolle Anastasia ständig rot wird: Wenn ich die Hauptfigur in einem solch abgrundtief schlechten Buch wäre, wäre mir das auch peinlich.

Anna Rosenkranz



Grow Further.

BCG BOB RUN 2013 ON THE EDGE

St. Moritz
February 27 – March 1, 2013

Join us for an exciting ride down the world's only natural ice bob run in St. Moritz. Experience days of speed, precision and emotion both on the bob run and in our classical strategic work. The workshop will be held in German and is open to university students from fifth semester onwards. Please submit your full application until February 10, 2013.

For further information, please refer to
www.bcg.ch/careers/upcoming-events

BCG

THE BOSTON CONSULTING GROUP



Menschen

- 50 Umfrage: Was würdest du nächstes Jahr anders machen?
- 52 «Unser Ziel ist es, die besten Partys der Welt zu feiern!»
- 54 «Die Gleichung von Privatleben und Beruf muss aufgehen»
- 56 Assistenten privat: Simon Pfister
- 60 Partypics: After-Semesterbreak



Umfrage:

Was würdest du nächstes Jahr anders machen?

Fragen: Patrizia Thurnheer / Fotos: Carlo Silberschmidt



Jean-Rodolphe, Bachelor International Affairs

«Meine Standardantwort: Ich möchte unter der Woche früher aufstehen und auch während des Semesters konzentrierter lernen.»



Surya und Sunisha, Assessment

«Unser Fokus liegt momentan auf dem Assessment. Wir wollen und müssen unser Zeitmanagement besser in den Griff bekommen, damit wir dieses Jahr packen.»



Leandro, Bachelor International Affairs

«Ich nehme mir jedes Jahr vor, mehr ins Fitness zu gehen und früher anfangen zu lernen! Vielleicht klappt es nächstes Jahr!»



Svenja, Assessment

«Nächstes Jahr will ich mich nicht allzu sehr um die Meinungen anderer kümmern, sondern einfach an mich selbst glauben und meinen eigenen Weg gehen.»



Alex und Giulia, Assessment

«Freizeit? Wir wollen gesünder leben! Weniger feiern, dafür unbedingt mehr Sport! Uni? Logisch: früher anfangen zu lernen!»



Mattia, Bachelor BWL

«Der Klassiker: Ich gehe definitiv früher am Abend schlafen, stehe am Morgen früher auf und schaffe es hoffentlich, weniger zu rauchen.»



Patricia und Eden, Bachelor BWL

«Wir möchten unbedingt mehr reisen, viel von der Welt sehen und am liebsten wieder in die Schweiz zurückkehren und allenfalls für immer hier bleiben.»



Philip, Bachelor BWL

«Ich nehme mir jedes Mal etwas anderes vor. Im Jahr 2013 möchte ich offener auf andere Leute zugehen, mehr Leute kennenlernen und neue Freundschaften schliessen.»

«Unser Ziel ist es, die besten Partys der Welt zu feiern!»

prisma traf sich mit den Disco Troopers, die elektronische Musik mit live gespielten Rock- und Rap-Elementen auf unkonventionelle Art verbinden. Die Musiker Adrian und Aurelian wollen wie ein Sturm auf die Bühne kommen, durchdrehen und feiern.



Lukas Wohlgemuth
Ressortleiter Thema

Wenn ihr auf der Bühne seid, steht im Zentrum ein DJ-Pult. Gleichzeitig spielt ihr aber auch Schlagzeug, Gitarre, singt und rappt? Was seid ihr nun, zwei DJs, eine Mini-Band oder gar eine neue Form von Musikern?

Adrian: Wir mischen das Band-Weisen mit dem DJ-ing zu einem neuen Konzept zusammen. Aurelian legt hauptsächlich auf und sitzt hinter dem Schlagzeug, während ich Gitarre spiele und singe. Das Ganze mischen wir dann: Beispielsweise spiele ich ein Gitarrenriff live und Aurelian mixt es mit einem einen Elektro-Track zusammen.

Aurelian: Bands mit DJs, wie Linkin Park oder Limp Bizkit, gibt es schon lange. Wir wählten aber eine etwas andere Herangehensweise und nahmen die Club-Musik als Grundlage, welche in der Regel nicht live gespielt wird. Diese wird dann durch Live-Elemente von uns ergänzt. So unterscheiden wir uns hauptsächlich von Bands, die «auch noch» einen DJ haben.

Wie kommt man in einer Bar in Bangkok auf die Idee, zusammen auf eine neue Art und Weise die Clubs und Festivalbühnen der Schweiz zu rocken?

Aurelian: Das Verrückte liegt schon an der Bar in Bangkok!

Adrian: Wir waren an einem total anderen Ort. Weg von der Schweiz, der ZHAW, der HSG und dem Alltag. Und eine neue Kultur bringt dich natürlich auch auf neue Gedanken. Schliesslich kam Aurelian mit der Idee und nach immer mehr Singahs (thailändisches Bier), beschlos-



Adrian (li.) und Aurelian bilden den Zwei-Mann-Turbo Disco Troopers

sen wir dann, dass wir in der Schweiz das Projekt verwirklichen wollen.

Ihr kombiniert die Musikstile Elektro, Dubstep, Rap und Rock. Muss man bei euren Konzerten offen für jede Art von Musik sein?

Aurelian: Generell spielen wir elektronische Musik. Es ist nicht so, dass wir reine Rock- oder Raplieder spielen, aber wir bringen sie in Remix-Form oder zusammen mit elektronischen Elementen. Bestimmt ist es ein Vorteil, wenn man offen für Neues ist. Für unsere Konzertbesucher ist aber sicherlich das Wichtigste, dass sie bereit sind «auszuflippen»!

Adrian: Wir nehmen die Zuschauer an unseren Konzerten auf eine kleine Reise mit. Für Leute, die total auf eine Musi-

richtung fokussiert sind, ist es auf jeden Fall spannend, uns einmal zuzuhören.

Momentan schreibt ihr an eigenen Songs. Wann kommt das erste Album?

Aurelian: Unsere Vision ist eigentlich erst eine EP (lacht).

Adrian: Ich glaube ein Album ist wie die Ehe: ein veraltetes business-model. Heutzutage wartet niemand mehr auf ein Album. Man geht auf Spotify, sucht sich die Künstler und hört deren Tracks an. Wo diese letzten Endes herkommen ist egal.

Aurelian: Ob wir jetzt eine EP rausbringen oder 14 Tracks auf einem Album vereinen ist nicht weiter relevant. Das Wichtigste ist, eigene Songs zu haben, mit dem Ziel ein eigenes Set live spielen zu

können.

DJs legen oftmals mehrere Stunden lang auf. Auch Konzerte von Rockbands dauern nicht selten zwei Stunden. Wieso beschränkt ihr euch auf 30–40 Minuten Bühnenshow?

Aurelian: Es gibt zwei Aspekte. Erstens, gibt es dadurch, dass DJs immer so lang spielen, oftmals kurze freie Slots zwischen den Acts. Am Anfang hat uns dies sehr geholfen, kurzfristig zu vielen Auftritten zu kommen. Denn ein Veranstalter hat so weniger Probleme zuzusagen, auch wenn er schon DJs gebucht hat. Zweitens spielen wir nach dem Motto «kurz und intensiv».

Adrian: Die Zuschauer haben oftmals schnell genug. Wenn du nach einer Stunde noch «Yo, put your hands up in the air» brüllst, finden es die Leute nicht mehr geil und wollen, dass du langsam von der Bühne gehst. In einem kurzen Zeitraum kannst du die Energie aber enorm gut komprimieren und rüberbringen. Wir wollen wie ein Sturm auf die Bühne kommen, den Club auseinandernehmen und wieder gehen. Schliesslich ist es unser Ziel, die besten Partys der Welt zu feiern!

Musiker haben bekanntermassen Vorbilder und Idole. Welches sind eure?

Aurelian: Soll ich es für dich sagen, Adrian?

Adrian: Ja ich habe da schon so meine Godfathers. Da ich früher hauptsächlich Rockmusik gehört habe, kommen meine Vorbilder auch aus diesem Genre: Limp Bizkit, Linkin Park, die Red Hot Chili Peppers und Rage Against the Machines sind die Künstler, welche ich wirklich oft gehört habe.

Aurelian: Ich habe da eine ähnliche Vergangenheit. Wir spielten beide in Rockbands – und haben auch noch heute nebenbei eigene Bands – deshalb auch der Bezug zu Bands wie Nirvana oder Metallica. Heute habe ich jedoch nicht mehr Idole in diesem Sinne, aber etwas, das mich fasziniert und ich auch geil finde: Es gibt Songs von unbekannten Artists, die innerhalb von kürzester Zeit zu Tophits werden, so wie beispielsweise «One Day» von Asaf Avidan oder «Sonnentanz» von Klangkarussell. Das ist schon inspirierend, wenn man sieht, dass man es aus dem Nichts schaffen kann. Auch wenn es nur eine «One in a Million-Chance» ist.

Adrian: Wen ich wirklich bewundere ist Skrillex, der mit eigentlich grauenhafter Musik berühmt geworden ist. Zwar ist seine Musik nicht in den Charts, aber trotzdem kennen ihn alle. Er hat das Dubstep neu eingeleitet und erreicht, dass Dubstep-Elemente in Chartssongs wieder verwendet werden.

Ihr habt schon nach grossen Namen wie Bligg oder Stress auf Festival-Bühnen gespielt. Wie fühlt sich das an?

Adrian: Grundsätzlich bekommt man von diesen Acts gar nicht viel mit. Du siehst sie kurz im Vorbeigehen und das wars auch schon ...

Aurelian: ... dem Bligg bin ich noch über die Füsse gestolpert, aber sonst war es easy.

Adrian: Was aber wirklich heftig ist: der riesigen Menschenmasse entgegenzublicken und die Energie zu spüren, die sie verströmt. Das sind wir noch nicht so gewohnt. Alles ist zwar sehr nervenaufreibend aber auch ultrageil.

Aurelian: Man kann sich einen Gig vorstellen, wie eine wichtige HSG-Prüfung: Wenn er fertig ist, ist man vom ganzen Stress losgelöst. Das Spezielle, nach einem grossen Act zu spielen, ist nicht etwa der Act selbst, sondern die grosse Bühne und die vielen Leute. Das macht dich wirklich nervös.

Mit steigender Bekanntheit werdet ihr auch für immer mehr Frauen interes-

santer. Werdet ihr nach den Auftritten jeweils schon umgarnt?

Adrian: Direkt nach den Gigs an sich merke ich das nicht so extrem. Dann ist man sowieso relativ müde und isoliert im Backstagebereich. Im Alltag ist es eigentlich eher der Fall. Man wird als Adrian von den Disco Troopers vorgestellt und entwickelt so schon eine gewisse Aura. Die Leute hören dir viel eher zu, denn die Bühne verleiht dir natürlich eine gewisse Sexiness.

Aurelian: Es gibt sicher einige Leute, die fasziniert von uns sind. Das muss aber nicht unbedingt mit unserer Musik zu tun haben.

Adrian: Es ist auch nicht so, dass wir auf der Strasse erkannt werden. Man kennt Disco Troopers inzwischen in der Szene, aber es wäre dann nochmals ein grosser Schritt, um in der Öffentlichkeit erkannt zu werden.

Aurelian, du machst momentan den Master Accounting & Finance an der HSG. Adrian, du studierst an der ZHAW Marketing, ebenfalls im Master. Was trifft auf euch zu: Seid ihr Musiker, die nebenbei studieren oder Studenten, die nebenbei Musik machen?

Adrian: Also ich bin effektiv Musiker und studiere nebenbei. Natürlich arbeite ich noch 50%, aber in der restlichen Zeit hat klar die Musik die erste Priorität.

Aurelian: Bei mir ist das Ganze relativ ausgeglichen. Stundenmässig dominiert wahrscheinlich sogar das Studium.



Die Winterthurer strotzen vor Energie

«Die Gleichung von Privatleben und Beruf muss aufgehen»

Johannes-Tobias Lorenz hat 2001 nach dem Studium an der HSG bei McKinsey als Consultant angefangen, ist mittlerweile Partner und verantwortet das Praktikantenprogramm. prisma hat ihn zu seinen Studienjahren an der HSG, zum Berateralltag und zu Einstiegsmöglichkeiten für HSGler befragt.

Sie haben um die Jahrtausendwende an der HSG studiert. Ist Ihnen die «Bad Taste»-Party noch ein Begriff?

Es freut mich, dass es die Party noch gibt! Ich war jedes Jahr da, habe aber leider nie gewonnen. Auf jeden Fall werden auf Hochzeiten und runden Geburtstagen gerne Fotos von diesen Partys gezeigt, was bis heute für den einen oder anderen Schmunzler sorgt ...

Wenn Sie an die St. Galler Zeit zurückdenken, was haben Sie in besonders guter Erinnerung behalten?

Abgesehen vom exzellenten Curriculum vermisste ich meine Joggingstrecke an den Drei Weihern und die Olma-Bratwurst, wenngleich ich sie mit Senf esse. Noch heute pflege ich viele gute Freundschaften aus meinen HSG-Zeiten.

Inwieweit war das HSG-Studium wichtig für Ihren späteren Berufsweg?

Da ich sowohl an der HSG und der LSE studiert habe, kann ich die doch sehr unterschiedlichen Lehransätze gut vergleichen. Das St. Galler Studium ist breit ausgelegt. Es hat mir eine solide inhaltliche Grundlage für den späteren Berufsalltag ermöglicht. An der LSE hingegen steht eher das wissenschaftliche Arbeiten im Vordergrund, was letztlich meiner Dissertation zugutekam.

Sie verantworten bei McKinsey das deutsche Praktikanten-Programm. Worauf schauen Sie genau, wenn sich jemand bei Ihnen bewirbt?

Wir haben in Deutschland und der Schweiz zusammen jedes Jahr mehr als 120 Praktikanten, die vom ersten Tag an als vollwertige Teammitglieder involviert

sind. Da ist es klar, dass wir auch auf die Studienleistungen schauen. Viel wichtiger ist jedoch der Gesamteindruck. Von der Problemlösungs-, über die Teamfähigkeit bis hin zur quantitativen Kompetenz versuchen wir, uns ein Bild davon zu machen, wie der Kandidat bei McKinsey auf Projekten und im Team sein würde. Auch die persönlichen Erfahrungen und das Engagement über das Studium hinaus sind hier sehr wichtig.

Bei Investmentbanken ist es beispielsweise so, dass die Festanstellung nur über ein vorheriges Praktikum läuft. Ist ein Consulting-Praktikum bei McKinsey eine Einstellungsvoraussetzung?

Nein. Für eine Festanstellung ist vorherige Praxiserfahrung wünschenswert, aber nicht unbedingt im Consulting-Bereich. Ob ein Kandidat zu uns passt und die hohen Anforderungen erfüllen kann, erkennen wir in unserem Auswahlprozess ziemlich gut.

Wenn Sie an den Anfang ihrer Karriere bei McKinsey denken: Welche Schlüsselerfahrung oder Anekdote ist Ihnen in Erinnerung geblieben?

Um mit der Anekdote anzufangen: Als Praktikant durfte ich an einem Meeting mit einem Dax-30-CEO teilnehmen. Obwohl ich mich nicht mehr genau an meine einzelnen Wortbeiträge erinnern kann, so weiss ich noch, dass mir während der ganzen Sitzung dessen Hund auf den Füßen lag und ich mich nicht traute, ihn wegzuschicken. Ein Schlüsselerlebnis hatte ich ein halbes Jahr später als Consultant: Ich war auf einem Due Diligence-Projekt eingeteilt und gehörte zu einem sehr kleinen Kreis von Vorstän-



Carlo Silberschmidt

den, I-Bankern und Anwälten, die sich über einen Merger Gedanken machten.

Würden Sie sagen, dass es die grossen Momente der Beratertätigkeit sind, wenn die eigenen Empfehlungen auf höchster Management-Ebene in reale Taten umgesetzt werden?

Es ist schon befriedigend, wenn die eigene Voraussage auch eintritt oder wenn eine Empfehlung, die man abgibt, Jahre später ihre Wirkung entfaltet. Vor sechs Jahren habe ich beispielsweise ge-

holfen, einen Direktversicherer in den Niederlanden aufzubauen. Bis heute verzeichnet das Unternehmen stetige Wachstumsraten und ich schaue immer wieder gerne nach, was aus unserem damaligen Konzept geworden ist. Solche Projekte sind in der Tat für einen Berater sehr erfüllend und machen viel Spass. Auch entwickeln sich auf Klientenseite Freundschaften, die über Jahre anhalten.

Consultant gilt gemeinhin als ziemlich «arbeitslastiger» Beruf. Wie finden Sie den Ausgleich zu Ihrer Arbeit?

Es ist klar, dass McKinsey keine 40-Stunden-Woche bedeutet. Uns ist aber auch bewusst, dass wir die besten

Talente, die bereit sind, Verantwortung zu übernehmen, langfristig nur halten können, wenn die Gleichung von Leben und Beruf individuell aufgeht. Ich fliege in der Regel am Montag früh zum Klienten und am Donnerstagabend zurück in mein Home Office; ich bin also drei von sieben Tagen zu Hause. Zudem versuchen wir, Freiräume zu bieten und durch institutionalisierte Happenings wie den wöchentlichen Sport-Tuesday am Dienstagabend einen Ausgleich zum Beruf zu schaffen. Ich persönlich strebe auch an, am Donnerstagabend zu einer Zeit heimzukehren, zu der ich noch mit Freunden essen gehen kann. Ferner gibt es bei uns seit einem Jahr auch die Möglichkeit, eine sogenannte «Perso-

nal Time» zu beantragen: Pro Jahr kann man bis zu drei Monate freinehmen, um seinen Hobbies, der Familie oder persönlichen Projekten nachzugehen. Wir haben zum Beispiel einen Kollegen, der gerne Klavierkonzerte gibt. Durch dieses Programm kann er nun diese Leidenschaft gezielt ausüben. Dies sind lediglich ein paar Massnahmen, mit denen wir versuchen, dem Spannungsfeld gerecht zu werden, einerseits eine Hochleistungsorganisation zu sein, andererseits aber auch Flexibilität für persönliche Ziele zu bieten.

Pablo Spinnler

Schoggi in Schanghai, New Media in New York

Desiree Peill (25) ist Fellow bei McKinsey und berichtet von ihrem ersten Jahr als Beraterin

Wie würde wohl das erste Jahr als Beraterin werden? Mein erster Kontakt als Praktikantin jedenfalls begann schon unglaublich: Als ich Anfang 2011 mein Praktikum begann, schickte McKinsey mich gleich für drei Monate nach Schanghai. Unser Team sollte für einen europäischen Einzelhändler die Strategie für den chinesischen Markt entwickeln. Wenngleich im Studium die Arbeit in einem interkulturellen Team geprobt wird, bietet die Realität doch einiges an neuen Erfahrungen. Insbesondere ist die Art und Weise miteinander zu kommunizieren und zusammenzuarbeiten in China hierarchischer als wir das aus Europa kennen. Was für ein Erlebnis!

Als ich nach diesem Praktikum ein Angebot von McKinsey bekam, fest einzusteigen, sagte ich sofort zu und stieg als Junior Fellow bei McKinsey in Berlin ein. Der für mich wichtigste Grund hierfür

war die enge Zusammenarbeit und die ausgeprägte Team-Kultur. Im Studium habe ich gesehen, wie viel besser Ergebnisse durch Teamarbeit werden können und wie viel Spass die gemeinsame Bearbeitung von Problemstellungen macht – eine Erkenntnis, die bei McKinsey mehr als bestätigt wurde.

Es folgte sogleich ein siebenmonatiges Projekt, in dem wir eine Wachstumsstrategie für einen deutschen Süßwarenhersteller erarbeiten sollten. Von der ersten Stunde an durfte ich selbst Verantwortung übernehmen und intensiv mit den Klienten zusammenarbeiten. Besonders gerne erinnere ich mich an die vielen Besuche bei Süßigkeitenfabriken zurück, die tatsächlich an Charlie's Chocolate Factory erinnern. Seit diesem Projekt muss ich mich im Supermarkt mitunter beherrschen, das Süßwarenregal nicht umzusortieren.

Im vergangenen Halbjahr durfte ich schliesslich den Mediensektor erkunden. Für einen deutschen Medienkonzern haben wir nun die Onlinestrategie verfeinert, wobei wir zwischen New York, das ich noch von meinem Austauschsemester her kannte, und Berlin pendelten, um junge Unternehmer zu interviewen und die Start-Up-Szene besser kennenzulernen. Meine Branchenkenntnisse konnte ich zuletzt in einem Projekt zum Thema «The Future of Publishing» für den Verband der deutschen Zeitschriftenverleger weiter vertiefen.

Dieses erste Jahr als Beraterin bei McKinsey war eine extrem auf- und anregende Zeit mit ungewöhnlich steiler Lernkurve. Und noch immer klingt vieles von dem, was ich hier tue und die Länder, die ich bereise, ebenso unglaublich wie mein Einstieg damals in Schanghai.

Wer McKinsey näher kennenlernen möchte:

Allgemeine Informationen und Events nach Unistandorten unter www.karriere.mckinsey.de (für Deutschland) und www.mckinsey.ch (für die Schweiz)

Aktuelle News und Events auf der McKinsey & Company Karriere-Seite bei Facebook

Unverbindliche Anmeldung für unseren Event-Newsletter per Email an uni-events@mckinsey.com,

Betreff: Anmeldung Karrierenewsletter HSG

Assistenten privat: Simon Pfister

«Ich war schon immer stolz auf «meine Universität»»

Simon Pfister arbeitete viele Jahre in der freien Wirtschaft und kehrte 2008 als Doktorand an die HSG zurück. Mittlerweile betreut er im Assessment eine BWL-Übungsgruppe. prisma durfte ihn in seinem Zuhause in Effretikon besuchen und kennenlernen.



Zu Herr Simon Pfister

Geboren:	13.10.1972
Hobbys:	Skifahren, Wandern und Pflanzen
Lieblingslektüre:	Never Eat Alone von Keith Ferrazzi und Tahl Raz
Lieblingsmusik:	Gotthard
Lieblingsfilm:	Vorstellung Tesla Model X auf YouTube

Fast eine Stunde Zugfahrt dauert es bis ins traute Heim von Simon Pfister im Städtchen Effretikon zwischen Winterthur und Zürich. Für die Aussicht von seiner gemütlichen Dachwohnung, die er mit seiner Frau bewohnt, lohnt sich die lange Anfahrt jedoch auf jeden Fall: Gemütlich auf der Wohnzimmer-Couch sitzend sind die Berge fast zum Greifen nahe. «Besonders im Sommer auf dem Balkon mit Blick auf die Berge zu frühstücken ist wunderschön», schildert Pfister.

Dieser Bergblick ist für ihn ein «Muss», vielleicht deshalb, weil die Berge schon immer dazugehörten. Seine Wurzeln hat Pfister nämlich in einem kleinen Dorf mitten in den Schweizer Bergen. Ganz nah an der Natur, umgeben von Bergbauern, wuchs er auf, bis es ihn hinauszog in die weite Welt. Erst

an die Universität St. Gallen, dann weg von der Schweiz, bis nach Hongkong. Aber am Ende führte sein Weg doch wieder zurück in die Heimat – und zurück an die HSG.

Die Pflanze und der Fernseher

Seit zwei Jahren ist er BWL-Lehrbeauftragter im Assessmentjahr und leitet eine BWL-Übungsgruppe. Tendenziell zieht er die Übungsgruppe vor, weil er enger mit den Studierenden zusammenarbeiten kann. Nebenbei drückt er auch selber als Doktorand noch einmal die Schulbank. Wenn er nicht gerade Vorlesungen hält oder Übungsgruppen leitet, ist er meistens im ACA-Institut zu finden. Genauer gesagt im dritten Stock, hoch über den Dächern von St. Gallen, gleich neben der Kaffeemaschine und nur zwei Schritte von der Dachterrasse – auch mit einer grandiosen Aussicht –

entfernt. Hier fühlt er sich sichtlich wohl – nur ein paar Pflanzen fehlen noch, um ihn wunschlos glücklich zu machen. Die grünen Vertreter sind, neben den Bergen, seine zweite Leidenschaft – um die 30 Stück bevölkern seine Wohnung. Auch wenn er zugibt, dass eher seine Frau den grünen Daumen hat.

Der Wechsel zum Flachbild-Fernseher wurde nur deshalb noch nicht in Angriff genommen, weil auf dem Fernseher schon seit 20 Jahren eine prachtvolle Grünstilbe haust. «Jetzt sind wir ein wenig beunruhigt, dass sie uns einen Standortwechsel doch ein wenig übel nehmen würde.» Also bleibt der antiquierte Fernseher – und das grüne Familienmitglied wächst glücklich weiter. Auf dem Balkon gibt es sogar einen kleinen persönlichen Gemüsegarten. Der Salat wächst selbst da, wo er eigentlich



Gilbert Leu

Simon Pfister bei seiner Arbeit am Institut für Accounting, Controlling und Auditing

gar nicht wachsen sollte, nur die Peperoni streikt angesichts der Schweizer Temperaturen.

Geburtstagsgeschenke der besonderen Art

Nebst glücklichem Salat – und nicht ganz so glücklicher Peperoni – ist der Balkon auch die Heimat eines Geburtstagsgeschenktes der anderen Art. Zum 40. Geburtstag gab es gerade eine nagelneue Fotovoltaikzelle, die schon fleissig Strom produziert – an sonnigen Tagen bis zu einer Kilowattstunde. «Für eine Waschmaschinenwäsche reicht das schon», klärt uns Pfister auf. Simon Pfister ist sichtlich stolz auf sein kleines Kraftwerk – und er hat schon grosse Pläne für den nächsten Geburtstag. Im Moment kommen die Pfisters gut ohne Auto aus. Aber im nächsten Jahr soll es zum Geburtstag ein Elektroauto geben: Das Model X von Tesla, samt Probefahrt im Werk in Kalifornien. Vorausgesetzt, das Auto gibt es bis dann, ansonsten ist da ja immer noch der 42. Geburtstag.

Bäume für Äthiopien

Das Nachhaltigkeits-Gen liegt in der

Familie. Schon vor Jahren gründete seine Familie nach einem Urlaub in Äthiopien die Stiftung «Green Ethiopia». Die Organisation führt Aufforstungsprojekte im Hinterland des afrikanischen Staates durch. Mehrere Male im Jahr fliegt Pfister persönlich nach Äthiopien und überzeugt sich von den Fortschritten bestehender Projekte oder sucht neue Orte, an denen der Wassermangel die Landwirtschaft auf eigentlich fruchtbarem Boden unmöglich macht. Hier wird dann in enger Zusammenarbeit mit den «Locals» die vertrocknete Steppe in grüne Haine verwandelt: In Baumschulen werden Bäume vorgezogen und in der Trockenzeit werden Pflanzlöcher in den trockenen Boden der Hänge gegraben. Sobald es dann anfängt zu regnen, werden die Mini-Bäumchen eingepflanzt. Schon nach wenigen Jahren sind die kleinen Setzlinge zu stattlicher Grösse herangewachsen und schützen das Erdreich vor dem Austrocknen und vor Erosionen. Der Wassermangel geht dadurch stark zurück und im besten Fall sind sogar zwei Anbauperioden möglich.

Cevi-Vergangenheit

Bäume pflanzen und im Team Projekte umsetzen, Menschen helfen – das begeistert Simon Pfister schon sehr lange. Schon von Kindesalter an ist er aktiver Cevianer. Heute heisst das eher Grossveranstaltungen mitorganisieren als im Wald campen: «Ich bin ja eigentlich schon viel zu alt», meint er ganz pragmatisch. Die Seil-Strickleiter, die er für seinen Patensohn machen soll, kriegt er aber noch gut hin. Nur ob er das Hochklettern riskieren soll, weiss er nicht so genau. Auch seine Lobeshymne auf die Schweizer Cervelat trägt Spuren aus Cevi-Zeiten: «Cervelat ist super – man kann sie nämlich, wenn es mit dem Feuer mal nicht so klappt, auch einfach so essen.»

Das Cevi-Lager im Wald mag er zwar grösstenteils aufgegeben haben, aber viel frische Luft muss trotzdem sein – am liebsten mit Wanderschuhen oder auf Skiern. Schon als Kind ging es mittwochs mit Schneeanzug in die Schule, dann um zwölf in den Zug und ab auf die Piste. Dafür, dass Simon Pfister überzeugter Schweizer ist, geht

es bei ihm Zuhause sehr international zu. Den Balkon schmückt eine afrikanische Pinguinfigur, Mandarinen und Getränke werden uns auf einem äthiopischen Beistelltisch serviert. «Den haben wir aber nicht selber mitgebracht. Wir hätten Zweifel gehabt, dass er den Transport übersteht.» Ein Neuzugang ist das tibetisch-buddhistische Meditationskissen. Das war ein Geschenk von einem buddhistischen Zentrum, für das er – auch wenn er christliche Wurzeln hat – manchmal arbeitet. «Sie meinten, ich wäre immer so schnell und sollte doch mal etwas langsamer machen. Also haben sie mir das Kissen geschenkt, was aber zugegebenermaßen bis jetzt eher Dekoration ist.»

Herumgekommen

Ein sehr multinationales Zuhause hat Simon Pfister damit. Und von der Welt hat er schon viel gesehen. Während des Studiums verbrachte er ein Jahr im Silicon Valley: «Nach dem Westküsten-

Slang dort muss schon einiges passieren, bis ich einen Amerikaner nicht mehr verstehe.» Surfen hat er auch ausprobiert – darüber hinaus ging es aber nicht. Das dauerte zu lange und es gab einfach zu viel andere interessante Dinge zu erleben. Später arbeitete er für IBM und für Karstadt-Quelle mit Kunden aus aller Welt. Seine Arbeit für TradeStone führte ihn dann vollends in den Fernen Osten: Für den Software-Hersteller baute er eine Niederlassung in Hongkong auf. Vor einigen Jahren wurde ihm die Arbeit in der freien Wirtschaft aber ein wenig eintönig. «Smart» zu arbeiten war zu wenig gefragt. Also entschloss Pfister sich, der Wirtschaft vorerst den Rücken zu kehren und eine Doktorandenstelle an der HSG anzunehmen.

Die Reiselust hat ihn aber trotzdem nicht verlassen. An den Wochenenden reist er immer noch gerne mit seiner Frau in der Weltgeschichte herum. Ein Traum für die Zukunft ist eine Reise

nach Grönland – die Kälte schreckt ihn bei seinen Wurzeln natürlich nicht ab.

Erstmal wird Simon Pfister aber der Schweiz und der HSG treu bleiben, auch wenn er seine Doktorarbeit geschrieben und abgegeben hat. «Die Lehrtätigkeit möchte ich auch in Zukunft auf keinen Fall aufgeben. Ich geniesse sie sehr, ausserdem war ich immer schon stolz auf «meine Universität» und gebe gerne etwas von dem, was ich hier mitbekommen habe, zurück.»

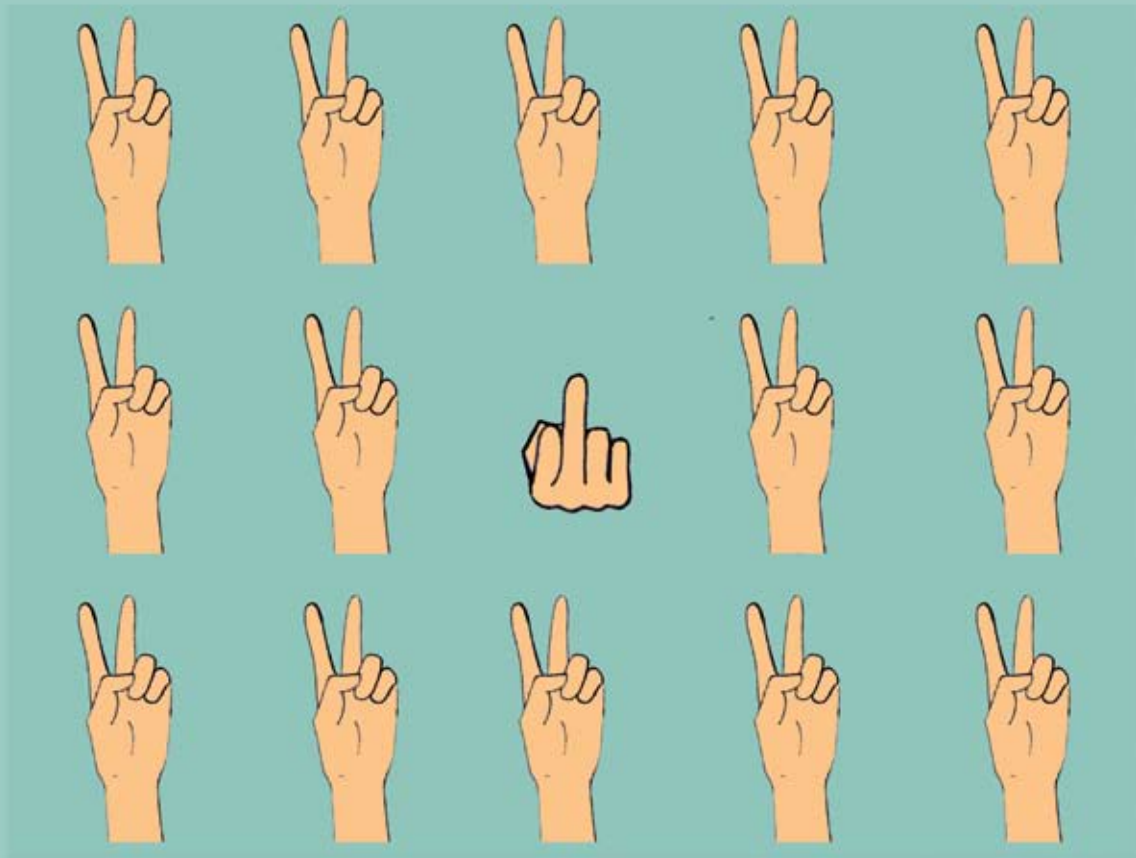
Anna Rosenkranz



Simon Pfister unterwegs für seine Familienstiftung «Green Ethiopia»

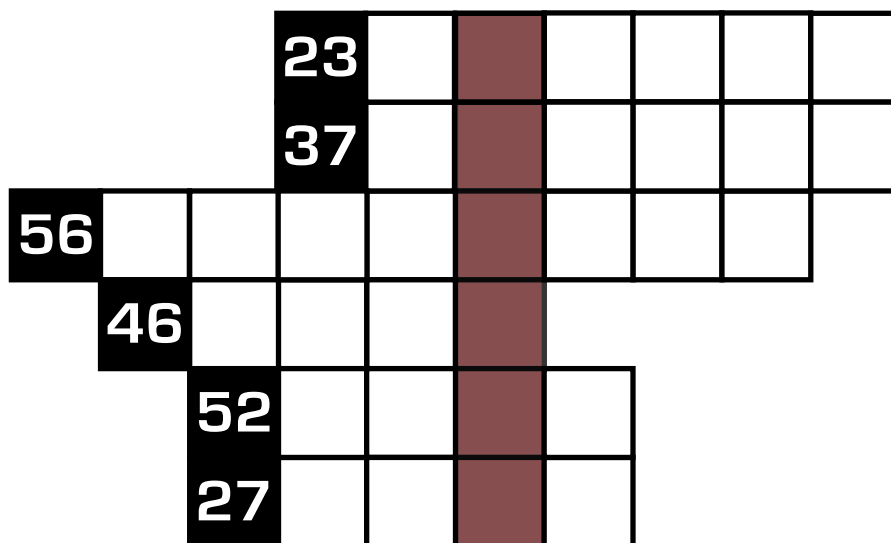
Cartoon

It seems like nowadays, people don't want to be noticed because they belong to a group anymore but because they deviate from it



Grashi

Gewinnspiel



Löse das Rätsel und gewinne:

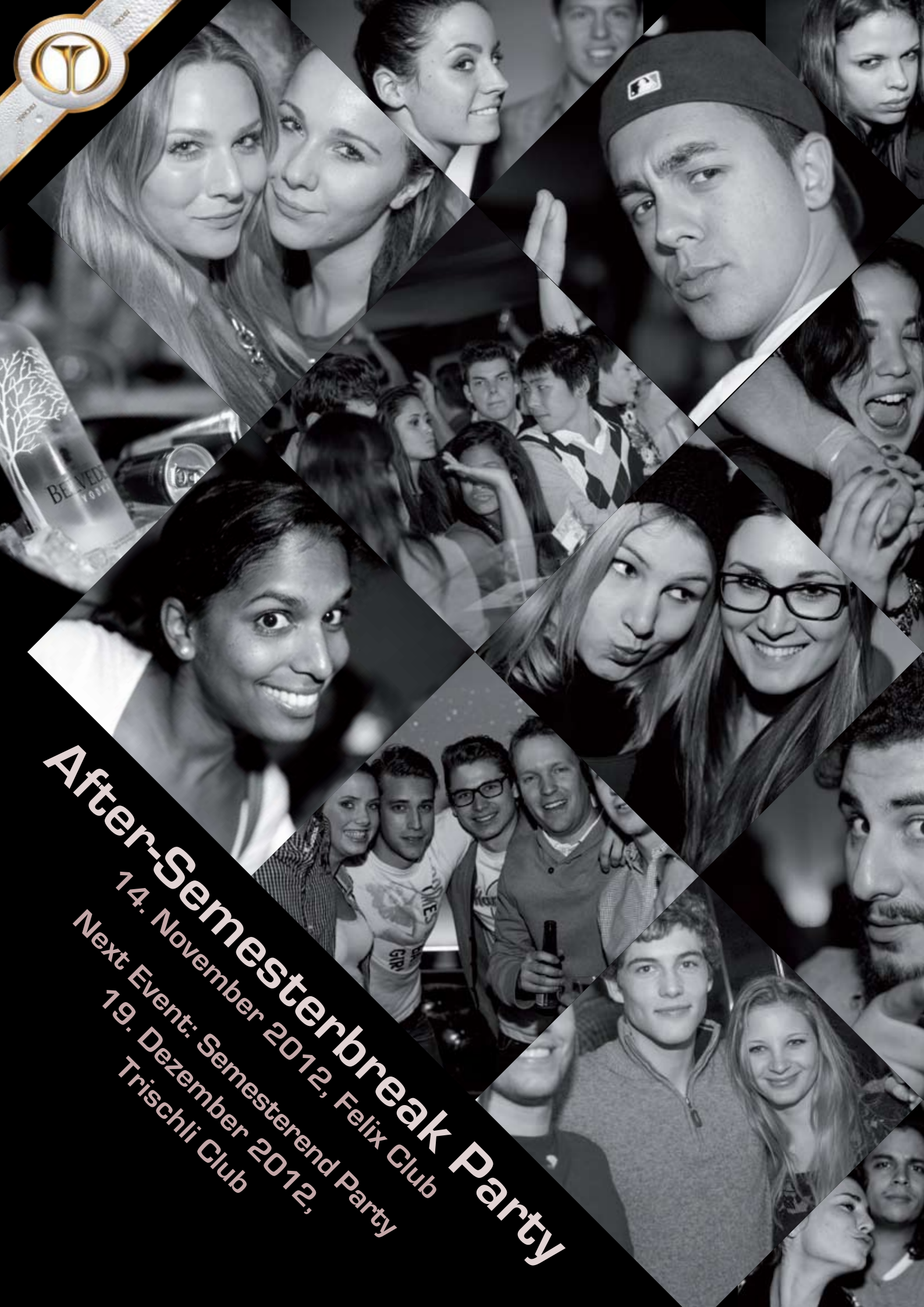
2 x 20CHF ad hoc-Gutschein

Löse das Rätsel indem du die Frage auf der jeweiligen Seite (Seitenzahl im schwarzen Kästchen) beantwortest.

Sende bis spätestens 30.11.2012 das Lösungswort an redaktion@prisma-hsg.ch oder per SMS an 076 579 92 21.

Sponsored by





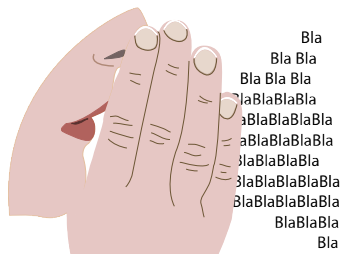
After-Semesterbreak Party

14. November 2012, Felix Club

Next Event: Semesterend Party
19. Dezember 2012,
Trischli Club



Fotograf: Luca Frisulli



Gerücht

Grüner Rauch zieht über das Land, grüner Samt ... in St. Gallen

Wieder wurde der Universität St. Gallen vom Kantonsrat Mittel gekürzt: diesmal werden der HSG die dringend notwendigen Provisorien gestrichen. «So kann es nicht weitergehen», erzählt uns Prof. Bob Kiefer vom Institut für Wirtschaftlichkeit. Zusammen mit seinen Kollegen hat er ein alternatives Finanzierungskonzept für den Kanton St. Gallen erarbeitet; von mehr Geld würde nicht nur die Uni profitieren, sondern die ganze Bevölkerung. Das Budgetproblem liesse sich seinen Stu-

dien zufolge ganz einfach lösen: «Wir müssen Dope legalisieren!» Kiefers Argumente haben Hand und Fuss, sogar eine SWOT-Analyse hat er gemacht, die er stolz präsentiert.

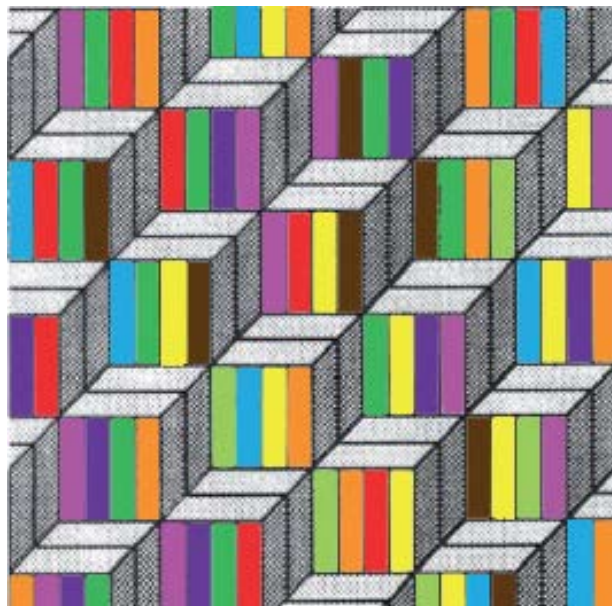
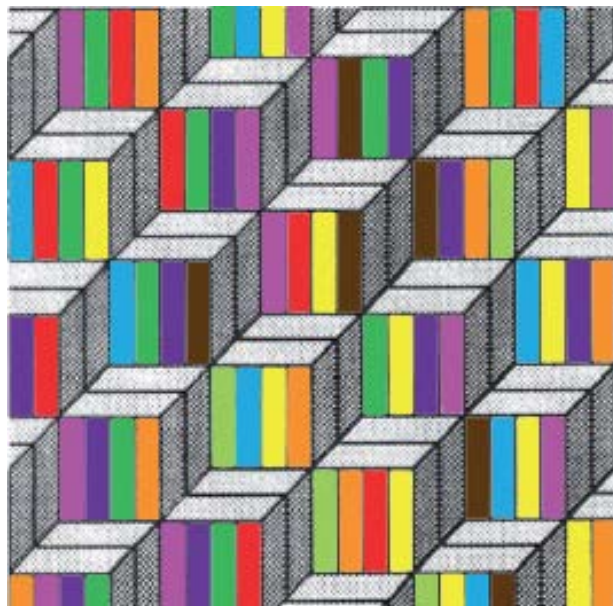
«Wissen Sie, der Markt ist im Umbruch!» Grund hierfür ist der Ausstieg des führenden Monopolisten des Drogentourismus; der einstige Global Player, Niederlande, dämmt die Nutzung von Coffeeshops und Drogentourismus immer mehr ein. «Das wäre unsere Chance, uns komplett neu am Markt zu definieren.» Noch ist Kiefers Idee eine Utopie, aber die Universität hat schon ihre Unterstützung zugesagt. «Grün ist ja sowieso die HSG-Farbe.» Gastdozenten sind schon geladen: Marsimoto hat sein Kommen bereits angekündigt; mit Cypress Hill wird noch verhandelt. Es wird ebenfalls geplant, eine neue Mensa in die Universität zu integrieren – mit Spacecakes und einer einzigartigen Raucherlounge.

«Und stellen Sie sich erst einmal das Mehr an Lebensqualität vor», schwärmt Kiefer. Ein Zukunftsszenario, welches er einer äusserst umfangreichen LWA-Arbeit entnommen hat, bestärkt die Forderung. Die Kriminalitätsrate würde extrem sinken, Gewalt wäre praktisch abgeschafft. Der Umsatz von avec und Konsorten würde in nie geahnten Ausmassen steigen und auch die Hotelindustrie würde von den zahlreichen Drogentouristen profitieren.

Die Universität denkt bereits weiter: Studien wurden in Auftrag gegeben, ob man nicht auch andere Drogen legalisieren könnte, um fremde Kulturen in St. Gallen zu integrieren – man will ja international sein.

Dominik Mayer

Finde die 7 Unterschiede ...





Zuckerbrot

Dieses Mal ein echtes Zuckerbrot

Ein Grittibänz ist neben den Weihnachtskeksen wohl mit etwas vom Besten an der Adventszeit. Und wer sich jetzt denkt «Grittibänz – was ist DAS bitte?», das Hefeteiggebäck trägt auch die Namen Grättimaa, Klausemann oder Weckmann. Und weil das Beste am Grittibänz eigentlich das Backen und Verzieren ist, hier ein Rezept:

Für 2 bis 4 Portionen:

500 g Mehl
1.5 TL Salz
1 TL Zucker
60 g weiche Butter
0.5 Würfel Hefe, ca. 15 g
3 dl Milch
1 Ei

Das Mehl mit Salz, Zucker und der Butter in eine Schüssel geben. Die Hefe in der zimmerwarmen Milch auflösen und

das Mehl mit der Flüssigkeit von der Mitte her anrühren. Den Teig gut durchkneten, bis er schön geschmeidig ist. Danach den Teig an der Wärme um das Doppelte aufgehen lassen. Den Teig hiernach in zwei bis vier Stücke teilen und die Portionen zu einem Oval formen. Dann mit dem Messer den Hals einritzen, sowie seitlich die Arme und unten die Beine einschneiden. Mit Rosinen, Nüssen und restlichem Teig verzieren – Augen, Mütze, Schal, einfach alles, was euch so einfällt. Schliesslich die Figuren mit dem Ei bestreichen und in der Ofenmitte bei 200° C Umluft 20 bis 25 Minuten backen. En Guete!

Simone Steiner



Peitsche

Sei konform!

Seit Kurzem gibt es an der HSG ein neues WLAN-Angebot, genannt Eduroam. Es ermöglicht sicheres, da verschlüsseltes Surfen, sogar ohne wiederholte Eingabe von Matrikelnummer und Passwort. «Toll, muss ich gleich ausprobieren», dachte ich. Was theoretisch so einfach klingt, ist praktisch recht mühsam. Ihr hattet noch nie Probleme mit dem Eduroam? Vermutlich liegt das daran, dass ihr kein Blackberry-Smartphone benutzt. Alle, denen die Sicherheit am Herzen liegt und Blackberry nutzen, werden von der HSG nämlich ganz einfach nicht unterstützt.

In der letzten Ausgabe des prisma hiess es im Interview mit dem Projektlei-

ter von Eduroam, Richard Schmidli, dass bei Problemen die FAQ auf der Seite der Uni und die PC-Tutoren einem hilfreich zur Seite stehen. Klar, das stimmt. Diese zu konsultieren, wenn man nicht zu den Androiden oder zur Apfel-Sekte gehört, ist jedoch schlicht sinnlos. Fünf E-Mails zur Eingrenzung des Problems, vier Wochen Wartezeit, drei persönliche Besuche des Kellerbüros der Tutoren und zweifaches Lesen der gesamten FAQ liessen mich zu dem einen Schluss kommen, dass die blossen Anfrage nach Hilfe für Blackberrys den Wissenshorizont der ersten Supportstufe der HSG total überfordert. Man stellt sich die Frage, ob es vielleicht am eigenen Gerät, respektive dessen Betriebssystem liegt, dass die ganze Angelegenheit scheinbar so kompliziert ist. Selbstverständlich habe ich auch Herrn Google gefragt, nur um dann die Antwort zu erhalten, dass es zwar diverse Hilfestellungen

von Universitäten gibt, diese jedoch nicht funktionieren, da sie für das jeweilige Land und die Uni spezifisch sind.

Nach dem dritten Auslösen eines Support-Tickets beim IT-Support der HSG bekam ich endlich eine Antwort. Es sei definitiv so, dass die HSG nur Apple und Google unterstützt. Es sei auch kein Blackberry-Gerät vorhanden, um neue Technologien zu testen. Jedoch teilt mir der freundliche Herr ebenfalls mit, dass er persönlich bereit sei, sich dieses Problems anzunehmen. Liebe Blackberry-User: Schaut doch in ein, zwei Wochen wiedermal ins FAQ zu Eduroam. Falls es ihm und mir gelingt, die etwas komplexere Konfiguration zu vollziehen, findet ihr dann nämlich dort eine Anleitung, für alle, deren Smartphone «anders» ist.

Fabian Hug

Markiert von Deinem Chef

action
innocence

Du entscheidest,
welches Bild man sich von dir macht.

www.actioninnocence.org